# Altadlige Haus-, Hof- und Familiengeschichten.

Von

Hermann von Maltitz.

Zweite Abtheilung:

## Das gräfliche Haus Rottorff.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

# Das

# gräfliche Haus Rottorff.

Roman in vier Bänden

von

**Hermann von Maltitz.**

Zweiter Band.





Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

# Das gräfliche Haus Rottorff.

## Zweiter Band.

## Erstes Kapitel.

# Die Prinzen von Severn.

Graf Rottorff war von Horstenbeck so früh abgefahren, daß er schon am Nachmittage in der Residenz eintraf. Der alte Forstmeister hatte, als er ihm von seinem Gutshofe aus nachsah, die Hände gerieben und vergnügt in den weißen Bart gemurmelt: „Der hat mich nicht ohne Absicht besucht, der kommt bald wieder.“

Als der Graf, dessen dreitägige Entfernung kaum in der Stadt bemerkt worden war, in sein Wohnzimmer trat, fragte er den Leibdiener, welcher auf einem Silberteller die vom Castellan empfangenen Briefe hereintrug, nach etwa vorgefallenen Ereignissen. Dieser berichtete, daß gestern der Herr Minister von Patow dagewesen sei und sich erstaunt gezeigt habe, des Herrn Grafen Reise zu vernehmen; ferner, daß vor einer Stunde der Herr Oberst von Lübsen einen Hoflakai

geschickt habe, um dem Herrn Grafen seine eben geschehene Ankunft zu melden. — Bei dieser zweiten Meldung stampfte der Graf mit dem Fuße und es flog eine unwillige Wolke über sein Gesicht. „Gut, gut," erwiderte er schnell, „benachrichtige meine Tochter, daß ich sie erst morgen früh wieder sehen würde. Lege mir die Civiluniform, klein Galla, im Toilettenzimmer bereit; laß den Courwagen bespannen, ich fahre alsbald fort." Der Leibdiener eilte hinaus; der Graf überflog die Handschriften der Briefadressen und murmelte: „Der Lübsen angekommen? Jetzt schon? Mit oder ohne Prinzen? Ohne vorherige Anmeldung? Einen Hoflakai hat er geschickt? Dann ist er officiell mit den Prinzen eingetroffen. Und ohne meine Gegenwart? Patow hat sich über meine Reise gewundert? Wer hat die Peinzen empfangen, wem hat Lübsen sie vorgestellt? Fängt der Tölpel jetzt schon an, seine Parole zu vergessen? — Ha! dies ist seine Handschrift, ein Brief; was ist da vorgefallen?" Er riß das Siegel hastig auf und las:

„„Hochgeborener Herr Graf; verehrter Freund! Verabredeter Maßen zeige ich Ihnen meine Abreise von Severn auf morgen früh an; um zwei Tage früher, als Sie erwarteten. Herr von Bock verfügte es so aus politischen Gründen, die er in einem, durch mich zu empfangenden Schreiben an Sie weiter erörtern

wird. Eine Intrigue, des ältesten Prinzen sich zu bemächtigen, macht eine schnelle Sicherheit in der königlichen Residenz nothwendig. Mündlich ausführlicher. Mit bekannter Verehrung ꝛc. v. Lübsen.""

„Eine Intrigue? Wohl gar ein moderner Prinzenraub à la Kauffungen? Ha! sollte der Heimburg von meiner Reiserichtung nach Mingen Kundschaft erhalten, sollte er als ein guter Jurist sein Alibi zu beweisen gesucht haben, daß er dort eintraf, um mich selbst zum Zeugen seiner Unschuld zu machen? Er benahm sich so zerstreut, so, gegen sein früheres Auftreten abstechend, unbeholfen, eigentlich dumm. Ich hielt's für Eifersucht. Eine Intrigue in Severn? Ich muß mir Licht darüber verschaffen!" So dachte der Graf, als er den Brief Lübsen's verschlossen und einige Male das Zimmer durchschritten hatte. Ohne Reiseermüdung oder das Bedürfniß nach Speise und Trank zu zeigen, ging er dann in sein Toilettenzimmer, wo der Kammerdiener ihn bereits erwartete. Auch war der von der Reise ermüdete Kutscher bereits mit dem Anschirren der für den Courwagen bestimmten Pferde beschäftigt und murrte dabei gegen den Stallknecht über ungewohnten, strengen Dienst, der zwei Kutschern genug zu thun gebe. Schon nach einer halben Stunde stieg der Graf in den Wagen; er trug einen blauen Frack mit stehendem, goldgestickten Kragen,

gleichgestickten Aufschlägen und Taschenklappen, ein kurzes, weißes Kaschmirbeinkleid, weiße seidene Strümpfe, weiße Weste und Halsbinde, einen leichten Degen und einen zweischnäbligen Hofhut mit weißer, niedergelegter Feder und reicher Kokarden-Agraffe. Seine linke Brust schmückte ein Ordensstern und darüber eine Reihe kleiner Orden an verschiedenfarbigen Bändern. „Schloß Luisenruh,“ sprach er einsteigend und der Wagen rollte durch den Park dem Ausfahrtsthore am Walle zu.

Hinter dem kleinen Parke des königlichen Residenzschlosses liegt, nur getrennt durch eine breite Allee, die auch als Verbindungspassage der beiden großen Parallelstraßen dieses aristokratischen Stadtquartiers dient, der sogenannte Belvedere-Garten, ein großer, vernachlässigter und darum stark zugewachsener, etwas wüst und düster aussehender Park im altfranzösischen Style, mit hohen, die Wege begrenzenden Buchenhecken, vielen verwitterten, mythologischen Steinbildern, einigen trockenen, begraseten Bassins, in denen früher Fontainen sprangen, und künstlichen, mit Epheu überwucherten Felsgrotten. In der Mitte dieses Gartens, der seinen Namen von der Statue Apollo Belvedere erhalten hatte, welche am Eingange unter einem kleinen Regendache in Form eines Tempelchens stand, liegt das Schloß, ebenfalls im geschmacklosen Renaissancestyle, mit hoher, doppelt aufsteigender und mit Figuren ge-

schmückter Balkontreppe, reichverzierten Fenstersimsen, hohen Mansarden und gewaltigen Wetterfahnen; dieses Gebäude hatte vor anderthalbhundert Jahren eine Vorfahrin der jetzigen Königsfamilie, eine Herzogin Luise sich als Wittwensitz erbauen lassen und es „Luisenruh“ genannt; seit dem Tode derselben war dieses Schloß nicht wieder bewohnt gewesen, wenn man die Zeit ausschließt, in welcher, während der Fremdherrschaft, hier ein Bataillon westphälischer Soldaten ein kurzes Quartier gefunden hatte, wovon noch heute die Spuren an den theilweise verstümmelten Steinfiguren und den, durch Ausgraben der bleiernen Wasserröhren zerstörten Fontainen erkennbar sind. Das Haus lag zu düster und versteckt, als daß der spätere Hof Lust gefühlt hätte, davon einen anderen Gebrauch zu machen, als die überzähligen Möbeln und festlichen Ausschmückungsgegenstände des Residenz-Palais daselbst aufbewahren zu lassen.

Obgleich dem Publikum der Eintritt in den Garten verboten war, und auch aus alter Observanz ein Militairposten vor dem Einfahrtsthore zur Bewachung königlichen Eigenthums stand, so hatte man doch im Passiren der großen Allee, welche nur Fußgängern des Bürgerthums gestattet war, während der Hof- und Residenzadel hier fahren und reiten durfte, bald bemerkt, daß seit etwa acht Tagen in dem Schlosse Luisenruh etwas

Ungewöhnliches vorging, obgleich es sehr still und geheimnißvoll geschah. Es wurden Möbeln weggefahren, zertrümmerte Scheiben in den Fenstern der Beletage durch neue ersetzt; Malergesellen gingen ein und aus zur Zeit der Arbeit und Vesper, die nächsten Wege um das Haus wurden vom Grase gereinigt, geharkt und der verfallene Fahrweg wurde ausgebessert; die Beletage erhielt an einigen Fenstern neue Gardinen, auf der hohen Balkontreppe klopfte man Teppiche aus und Alles ließ schließen, daß dies einsame Haus nächstens bewohnt werden solle.

Als am heutigen Abend der Graf Rottorff in den Belvederegarten einfuhr, hatte diese stille, sonst verödete Gegend bereits ein belebteres Ansehen erhalten; da die Dämmerung eben begann, so brannten am Gartenthore schon zwei Laternen, aus dem Hintergrunde des Fahrweges schimmerten einige erleuchtete Fenster des Schlosses, ein königlicher Küchenwagen begegnete der glänzenden, raschen Equipage des Grafen. Bald hielt dieselbe vor der großen Freitreppe; ein Hoflakai trat aus der erleuchteten Halle hervor, eilte die Stufen hinunter und erwartete das Aussteigen des vornehmen Herrn, dem der vom Hinterbock herbeigesprungene eigene Diener bereits den Wagenschlag öffnete. „Melden Sie mich dem Herrn Obersten von Lübsen," befahl der Graf, indem er dem Hoflakaien schnell die

steinerne Freitreppe hinauf in das mit einem kleinen altmodischen Kronleuchter erhellte Empfangszimmer folgte, welches er genau kannte, da er es selbst für diesen Zweck bestimmt hatte. Auch eilte bereits der neue Castellan von Luisenruh, den der Graf für diesen Posten dem Oberhofmarschall empfohlen hatte, und dessen Frau die prinzliche Menage zu leiten berufen war, mit großer Ergebenheit herbei, um sich dem Grafen zu Befehl zu stellen.

„Wann sind die Durchlauchten eingetroffen?" fragte dieser den Castellan.

„Vor zwei Stunden, gnädiger Herr; ganz unerwartet; die Gemächer waren noch nicht einmal alle in Ordnung, da wir Befehl hatten, uns auf übermorgen einzurichten."

„Und wer brachte sie hierher?"

„Es war eine große Confusion, als plötzlich ein Lakai vom Residenzschlosse den Befehl des Herrn Oberhofmarschalls brachte, die Prinzen jeden Augenblick zu erwarten. Ein Bote von der Post war zu dem Herrn Oberhofmarschall geeilt, um die plötzliche Ankunft der Durchlauchten incognito anzuzeigen, die in zwei fürstlichen Reisewagen vor zwei Stunden hier eintrafen und von dem Herrn Oberhofmarschall, der fast gleichzeitig mit ihnen in Belvedere einfuhr, hier empfangen wurden." Der Castellan verstummte und

trat ehrerbietig zurück, da die Thür von Lakaienhand geöffnet und der Oberst von Lübsen in derselben sichtbar wurde. Derselbe eilte auf den Grafen zu und redete ihn mit der Frage an: „Verehrtester, haben Sie meinen Anmeldungsbrief nicht empfangen?" Der Graf wartete mit der Antwort so lange, bis der Castellan sich vollends entfernt hatte, dann sagte er: „Vor einer Stunde etwa — doch, warum erschrecken Sie?"

„Dann ist der Brief in Spionhände gerathen; wir sind gleichsam hierher geflüchtet, um die Prinzen vor einer geheimnißvoll sie umlauernden Intrigue zu schützen, die in Severn noch zu rechter Zeit entdeckt wurde. Wir kamen auf dem hiesigen Postamte an, ich suchte Sie vergebens, schickte in der Noth, während ich die Prinzen in einem Zimmer aufzuhalten wußte, einen Postboten zu dem Oberhofmarschall von Limberg, fuhr dann auf gut Glück hierher und sandte sofort, ehe wir uns nur einigermaßen installirt hatten, einen der hier vorgefundenen Hoflakaien nach Ihrer Wohnung. Derselbe brachte die befremdende Nachricht zurück, daß Sie abwesend wären."

„Beruhigen Sie sich darüber, lieber Lübsen; es ist mir zwar sehr unlieb, die Prinzen nicht empfangen zu haben, doch wie konnte ich ahnen, daß eine, vielleicht zu große Vorsicht die Abreise verfrühen würde; ich hatte in eigenen Angelegenheiten eine nothwendige

Reise zu machen. So fand ich Ihren rechtzeitig eingetroffenen Anmeldebrief erst vor einer Stunde nach meiner Rückkehr vor. Aber was trieb Sie so verfrüht aus Severn fort?"

„Hier ist der Brief des Ministerialrathes von Bock, ich sollte ihn Ihnen persönlich überreichen. Lesen Sie gefälligst, dann werde ich berichten."

Der Oberst, welcher sich, trotz der kurzen Zeit nach der Ankunft, bereits in der feinsten Civiltoilette eines guten Hofmannes befand, zog den Brief aus der Brusttasche und der Graf erbrach ihn hastig, indem er unter den Kronleuchter trat. Lübsen beschäftigte sich unterdessen mit seiner Toilette und Frisur, auch schien er einen stillen Vergleich zwischen der glänzenden Hoftracht des Grafen und seiner Civilkleidung anzustellen, denn die Bedingung, die reiche fürstliche Uniform als Oberst und Adjutant in der Königsstadt nicht zu tragen, hatte ihm doch die neue Gouverneurstelle als ein schweres Opfer seiner Eitelkeit fühlbar werden lassen und die Verheißung des königlichen Ritterordens, die der Graf vor mehren Tagen nicht ohne Grund ausgesprochen hatte, schien auch jetzt in des Obersten Reflexion eingeklungen zu sein, wenigstens sah er auf den glänzenden Ordensstern auf des Grafen Brust und erwachte wie ein aufgerufener Träumer, als der Graf plötzlich die Augen vom Briefe auf ihn

hin lenkte, den Brief in die Brusttasche schob und sprach: „Herr von Bock schreibt mir hier, daß er auf Ihren Rapport hin es für zweckmäßig erachtet habe, die Abreise zu beschleunigen, worüber Sie mir mündlich die Details mittheilen würden. Das Uebrige dieses Briefes betrifft Verwaltungsangelegenheiten der vormundschaftlichen Regierung und ich danke Ihnen für die prompte, persönliche Besorgung des vertraulichen Schreibens. Apropos, wo sind die Prinzen, was beginnen sie?"

„Sie befinden sich Beide im Gobelinsalon oben; nachdem der Herr Oberhofmarschall sie begrüßt und bald darauf die Rückfahrt angetreten hatte, haben sie eine Collation zur Erfrischung nach der Reise eingenommen, und ich verließ sie vor einer Viertelstunde, um mich für den Empfang möglicher Besuche einzurichten."

„Und ist Hübner hier?"

„Er etablirt sich in seinem Zimmer."

„Nun erzählen Sie mir," fuhr der Graf fort, indem er den Obersten bei der Hand nach einem Divan führte, sich hier mit einer momentanen Anwandlung von Abspannung niederließ und durch eine Geberde den Obersten neben sich Platz zu nehmen einlud.

Mit wichtiger Miene und Betonung, die das eitle

Gefühl des Verdienstes seiner Klugheit und Vorsicht ausdrückte, begann er: „Es wurde mir gemeldet, daß Herr von Falk in Severn gesehen worden sei, und zwar in der Friedrichspromenade, wo Heimburg noch so lange wohnt, als er die Miethe eines Regierungspräsidenten bezahlen kann."

„Zur Sache, lieber Oberst."

„Daß Heimburg mit geheimen Plänen umgeht, die seine offenen Schritte gegen die neue Ordnung der Dinge in Severn ergänzen sollen, ist mir mehr als wahrscheinlich geworden; ich ließ ihn nach meiner neulichen Rückkehr von hier unausgesetzt beobachten. Man hintergeht mich nicht, ich habe scharfe Augen. Als ich erfuhr, daß Herr von Falk, der, wie Sie mir sagten, hier in der Residenz aufgetaucht sei, auch in Severn gesehen worden wäre, verdoppelte ich meine Aufmerksamkeit; ich ließ die Prinzen, wenn sie nicht in meiner Gesellschaft waren, keinen Augenblick unbewacht; Hübner mußte meine Abwesenheit dann ersetzen; ich gestattete ihnen nur, Nachmittags vor dem Diner im abgeschlossenen Theile des kleinen Schloßgartens zu promeniren, wo Hübner sie durch lehrreiche Gespräche unterhielt, oder ich ritt mit ihnen im alten Parke, wo ich, der Sicherheit wegen, das Publikum habe absperren lassen und auch drei Stallknechte mitnahm, die ich einst zur Anstellung brachte und mir ergeben sind.

Vor drei Tagen entdecke ich in dem Schreibtische des Prinzen Waldemar, dessen Zimmer ich seit meiner Rückkehr täglich zu controliren pflegte, wenn er mit Hübner im Schloßgarten war, einen klein zusammengefalteten Brief; hier ist er, vielleicht enträthseln Sie die Handschrift — ich erschrecke, nehme ihn zu mir, verrathe gegen den Prinzen, der mir seit einigen Stunden schläfrig und stiller als gewöhnlich erschienen war und mich durch den Gedanken an eine Erkrankung beunruhigt hatte, nicht das Mindeste und lege mich auf die Lauer."

Da der Graf, welcher das Briefchen schnell ergriffen hatte und im Divan nicht deutlich genug lesen konnte, aufgesprungen und unter den Kronleuchter getreten war, so folgte ihm der Oberst weiterredend dahin, wurde aber jetzt von dem Grafen unterbrochen, der seine ganze Aufmerksamkeit auf den Brief gerichtet hatte, und hastig fragte: „Wie kam dies Schreiben, das sichtlich in der Handschrift entstellt ist, in den Besitz des Prinzen?"

„Hübner will gesehen haben, daß der Prinz sich auf dem Wege im Schloßgarten gebückt und etwas vom Boden aufgenommen hätte, was jener, der gerade mit dem Prinzen Wilhelm beschäftigt gewesen, für einen Stein oder eine Muschel gehalten habe. Daß eine fremde Hand in den abgesperrten Schloßgarten

einen Brief gelegt haben könne, kam ihm nicht in den Sinn; ich aber schöpfte nach dem Funde Verdacht gegen die eigene Dienerschaft, die ihrer bevorstehenden Pensionirung wegen in Verstimmung und Untreue gerathen sein konnte. Gegen eine Conspiration im eigenen Hause kann man nicht sicher genug sein; ich meldete es dem Herrn von Bock; derselbe empfahl, die Dienerschaft möglichst ferne zu halten und ließ die Schloßwache verstärken, angeblich um nächtige Posten hinter dem Park gegen Diebe aufzustellen."

„Und wie benahm sich der Prinz?"

„Völlig unbefangen, wie immer etwas träge, nur noch schläfriger. — Am Abend lud ich ihn zu einer Parthie Domino ein, die er ohne Berechnung, nur mechanisch Zahlen an Zahlen legend, spielt; er wollte früh speisen und früh zur Nachtruhe gehen; das entsprach dem Inhalte des Briefes; ich ließ ihn gewähren, schloß aber die Thüren der Gemächer, welche den Zugang nach dem bezeichneten, kleinen Balkon über der Terrasse gestatten, heimlich zu und veranstaltete mein Nachtquartier in einem der Nebenzimmer. Da brachte mir Hübner, der auf der Post gewesen war, die Nachricht, daß Herr von Heimburg auf den Frühmorgen Extrapost bestellt habe; der Zusammenhang dieser Thatsache mit dem Briefe an den Prinzen leuchtete mir ein; ich machte von meiner Vermuthung noch

Abends Meldung bei dem Ministerialrathe und er ließ mir durch Hübner sagen, daß es am gerathensten sei, schon morgen früh nach der königlichen Residenz aufzubrechen."

Bei der Erwähnung der Extrapost lächelte der Graf und er schien der ferneren Mittheilung des Obersten zeitweilig eine geringere Aufmerksamkeit zu widmen, indem er vielleicht an das Zusammentreffen mit Heimburg in Mingen dachte; er gab auch seine Ungläubigkeit durch die von überlegenem Lächeln begleitete Frage kund: „Und Sie meinen, daß Heimburg die Rolle des Conrad von Kauffungen intendirt hätte? Dazu wäre aber auch ein Johann Schwalbe nöthig, der das Seil an den von Ihnen bezeichneten Balkon befestigte. Die Sache scheint mir doch etwas abenteuerlich und verliert bei mir an Bedeutung; ich wäre geneigt, den Brief für einen dummen Witz eines, wegen seiner Entlassung verdrießlichen Schloßbedienten zu halten."

Der Oberst stutzte und erschien fast empfindlich berührt von der Herabstimmung seiner um die Bewahrung des Prinzen erworbenen Verdienste der Klugheit und Treue; er erwiderte mit Emphase: „Täuschen Sie sich nicht durch eine zu sichere Sorglosigkeit; ich erinnere Sie daran, daß Herr von Bock den Thatsachen

Bedeutung genug beigemessen hat, um die schleunige Uebersiedlung zu verfügen."

„Und was geschah nun um 1 Uhr Nachts!"

„Ich hörte den Prinzen um Mitternacht in seinem Zimmer gehen; dann wurde es still und blieb still. Wahrscheinlich hat er die Zugänge nach dem Balkon verschlossen gefunden. Der ausgestellte Militairposten an der Terrasse sagte aus, daß er zwischen 12 und 1 Uhr Schritte gehört, aber nichts gesehen habe."

„Und wie benahm sich der Prinz bei der Anzeige der schnellen Abreise?"

„Gleichgültig; er schwieg und ging im Zimmer umher, als Prinz Wilhelm sich freute, das langweilige Einerlei im Severn'schen Schlosse mit dem Leben am königlichen Hofe vertauschen zu können."

„Sie haben ihm von diesem Briefe nichts gesagt? Er muß ihn doch in seinem Schreibtische vermißt haben."

„Kein Wort habe ich davon verlauten lassen; so wünschte es auch Herr von Bock. Auch der Prinz erwähnte des Briefes nicht; ist es nicht seine, seit einiger Zeit bemerkbare Gedächtnißschwäche, so ist es eine List, die schon weitere Vorstudien gemacht hat."

Hm! Hm! murmelte der Graf, der nochmals in den Brief sah und doch durch seine nachdenklichere Miene verrieth, daß er weiteren, stillen Gedanken

Raum gab; der Oberst bemerkte das mit Befriedigung, warf sich zuversichtlicher in die Brust und blickte den Grafen mit Selbstgefühl an.

Der Brief, scheinbar von einer geübten, aber künstlich schweren Hand geschrieben, lautete: „„Theurer Erbprinz! Ihr Blut und Recht, Ihr Rang und Vermögen, Ihre Zukunft und selbst Ihr Leben sind in Gefahr! Eine schleunige, geräuschlose Entfernung durch Freundeshand ist eine That der Rettung im testamentarischen Sinne Ihres hochseligen Vaters; diese Nacht, wenn die Uhr des Schloßthurms Eins schlägt, erwartet Sie ein treuer Freund; erscheinen Sie ohne Furcht und Mißtrauen auf dem kleinen Balkon über der Terrasse, zu dem Sie ohne Aufsehen von Ihrem Schlafzimmer durch die Räume des rechten Flügels gelangen können. Muth und Vertrauen und Verschwiegenheit!““

„Sie glauben, daß der Prinz den Versuch gemacht habe, den mitternächttigen Weg nach dem Balkon einzuschlagen?“ fragte der Graf, nachdem er einige Secunden lang in den Brief gesehen hatte.

„Er ging in seinem Zimmer um Mitternacht.“

„Aber man läßt doch dergleichen Briefe nicht im Schreibtische liegen, wenn man sie nicht für Mystification oder Absurdität hält.“

„Seine Gleichgültigkeit, Zerstreutheit, Gedächtnißlosigkeit, sein Hang zur Unordnung.“

„Sie haben mir neulich den Prinzen als feig bezeichnet; er wird den Muth nicht gehabt haben, dem Briefe Folge zu leisten.“

„Auch der Feige folgt oft einem blinden Vertrauen.“

„Er muß auf den Brief angeredet werden; ich werde es thun, überlassen Sie mir das, schweigen Sie gänzlich davon.“ Bei diesen Worten steckte der Graf auch diesen Brief in die Brusttasche und ging durch das Zimmer. Als der Oberst sprechen wollte, wendete sich der Graf schnell zu ihm zurück und fragte, als eine Folge seiner stillen Gedanken: „Hat der Prinz unmittelbar vor Ihrer Uebernahme der Gouverneurstelle noch eine Zusammenkunft mit Herrn von Heimburg gehabt?“

„So viel ich erfuhr, soll er in den letzten Tagen, trotz seiner Verwaltungsgeschäfte, viel mit dem ältesten Prinzen verkehrt haben; der schlaue Jurist wußte, was kommen würde; wir haben ihn nicht überrascht.“

„Bemerkte man nach dieser Zeit keine Veränderung am Prinzen, keinen Zug, der auf eine Nachwirkung, eine etwaige Einflüsterung, anf eine Rollenübernahme des Prinzen schließen lassen dürfte? Sind Sie über-

zeugt, daß des Prinzen gleichgültiges Wesen nur natürliche, geistige Apathie ist?"

„Ich glaube es wenigstens, so weit ich in der kurzen Zeit Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten."

„Gut, lassen Sie mich der Form wegen melden und führen Sie mich dann zu den Prinzen."

Der Oberst zog an einer Glockenschnur; der zum Dienste commandirte Hoflakai erschien und meldete zugleich, daß der Herr Rath Hübner um Erlaubniß bitte, sich dem Grafen vorstellen zu dürfen. „Nachher, wenn ich von den Durchlauchten hierher zurückkehre," bestimmte der Graf. Der Lakai erhielt vom Obersten den Befehl der Meldung des königlichen Erbmundschenks und Oberkammerherrn; dieser ergriff seinen Kurhut und schritt sogleich gegen die Thür, um die Antwort der Prinzen nicht abzuwarten. Der Lakai begegnete ihm und dem Obersten bereits im Vorzimmer der Beletage und kehrte an die Thür des prinzlichen Gemaches zurück, um den beiden Herren zu öffnen.

In der Mitte des kleinen Salons, der sich durch alterthümliche Gobelins auszeichnete, standen die Prinzen, den beiden Eintretenden mit einer anfänglich scheuen Erwartung, dann aber, ihrem verschiedenen Charakter gemäß, auch in ungleicher Weise der Anrede entgegensehend. In der That waren beide Brüder in Erscheinung und geistigem Ausdrucke sehr ungleich. Der

ältere, Waldemar, welcher in zwei Monaten sein neunzehntes Lebensjahr erreichte, war eine aufgeschossene, schlaffe, vom Wachsthum ermattete und passive Natur; der blonde Kopf mit schlichtem, rückwärts gekämmten Haar, hatte eine ziemliche Größe, doch lagen in dem langen, ovalen Antlitze edle, aristokratische Züge, welche, wie durch einen Schleier, aus der schlaffen, leidenden Oberfläche seiner Physiognomie herausschimmerten und nur der lebendigen Anspannung bedurften, um das Gesicht vornehm und geistig zu machen. Ebenso würde der Körper eine ritterliche, wohl- und starkgebaute Gestalt dargestellt haben, wenn er sich aus seiner schlaffen, hängenden Haltung aufgerichtet hätte. Die Wangen waren blaß, ohne mager zu sein, die Augen groß, blau und träumerisch, der Mund war von einer gutherzigen Milde und einem lächelnden Schmerze, der etwas Anziehendes hatte. Der Erbprinz machte den Gesammteindruck, als sei er jünger, als er wirklich war, und nur ungewöhnlich gewachsen.

Das entschiedenste Gegenstück war der zweite Prinz Wilhelm, der weit älter, als siebenzehn Jahre erschien; seine Natur war robust, vollsaftig, seine Gestalt gedrungen, sein Gesicht, mehr dem fürstlichen Vater ähnlich, während der Erstgeborene die mütterlichen Züge trug, war rund, voll- und rothbackig, etwas geistlos und glotzend, aber von einer frischen Regsamkeit

belebt; die enggeschlitzten Augen, welche sinnlich und listig glänzten, entsprachen in ihrer Farbe dem schönen, kurzgeschnittenen, dunkelbraunen Haar; der ziemlich dicklippige Mund trug ein kindlich-neugieriges Lächeln. Auch er besaß die kräftige Form des Körperbaues, gleich seinem Bruder, aber sie war durch Spannkraft und Rundung aufgerichteter und energischer.

Beide Prinzen trugen eine übereinstimmende Civiltracht; einen schwarzen Frack, eine weiße Weste und Cravatte, lange, schwarze Beinkleider; ohne Zweifel waren sie für den Empfang gekleidet, da sie bisher in Severn fast nie anders, als in dunkelgrünen, reich mit Schnüren besetzten, kurzen Pekeschen gesehen waren, wie der hochselige Fürst selbst sie als Lieblingskleid zu tragen pflegte.

„Der Herr Graf," sagte Lübsen, indem er die Geberde der ehrerbietigen Vorstellung machte, um dadurch sogleich die Prinzen an gleiche Ergebenheit zu erinnern.

„Willkommen, liebe Durchlauchten," begann der Graf, mit hofmännischer Gewandtheit sofort den rechten Ton der Vertraulichkeit bezeichnend, den er für die Folge beabsichtigte; „reichen Sie mir die Hände zur vertrauungsvollen Begrüßung einer heute beginnenden, angenehmeren Episode Ihres jungen, bisher etwas eintönig vergangenen Lebens."

Der Erprinz, überhaupt etwas langsam, zögerte, während der frische Wilhelm sofort die Hand hinstreckte und dem Grafen freudig erwartungsvoll in's Gesicht lächelte, als wünsche er noch mehr von den verheißenen Annehmlichkeiten des neuen Lebensabschnittes zu hören. Der Graf sah ihm mit heiterer Miene, die Alles verhieß, was der junge Prinz etwa wünschen mochte, in die listigen, glimmenden Augen, drückte ihm die Hand und wendete sich dann gegen den Erbprinzen, dessen Hand er ergriff, indem er sprach: „Und Sie, mein Prinz, werden hier in der königlichen Residenz von der geistigen und körperlichen Ermattung gesunden, welche die Verhältnisse und der Mangel eines größeren Hofes, an dem allein der Sohn eines Fürsten das Klima seiner Entwickelung und das Verständniß seines Standes findet, auf Ihre Jugend unausbleiblich gewirkt haben. Als obervormundschaftlicher Commissarius begrüße ich Sie hier in der Residenz im Namen Seiner Majestät, Ihres königlichen Obervormundes, der es treu und väterlich mit Ihnen meint und Sie deshalb nicht nur an seinen Hof gezogen hat, um Sie den kleinen Verhältnissen eines ungeeigneten Privatlebens zu entziehen, sondern auch Personen seines Vertrauens berufen hat, um theils nachholen zu lassen, was die bisherigen Einrichtungen versäumten, theils die Er-

ziehung und Ausbildung in Allem zu vollenden, was einer prinzlichen Person unentbehrlich ist."

Der Erbprinz hatte, während der Graf zu Beiden sprach, mit seiner träumerischen Ruhe zugehört; als der Graf jetzt eine Pause machte, um Beide auf die Wirkung seiner Worte zu beobachten, begann Prinz Wilhelm: „Sagen Sie mir, Graf, werde ich auch, wie mir der neue Gouverneur versprochen hat, in die Garde du Corps eintreten und auf die Hofbälle kommen?"

„Unbedingt," versetzte der Graf, mit unverkennbarem Wohlgefallen den muthigen, über Erwartung vergnügten Frager anlächelnd und ihm die Wange klopfend; „Sie werden in der schönen, glänzenden Garde du Corps an meinem eigenen Sohne einen Kameraden und Freund finden; nun, mein Prinz, und was würde Sie erfreuen können?" Hiermit wendete er sich schnell an den älteren, der in seiner träumerischen Ruhe beharrte und jetzt, wie ein Erwachender zum ersten Male sein, dem Grafen längst verdächtig gewordenes Schweigen brach.

„Herr von Rottorff," fragte er mit einer, der schlaffen Gestalt kaum zugetrauten, festen, wenn auch langsamen Stimme, „wird Herr von Heimburg nicht auch hierher kommen?"

„Ich glaube nicht, kenne in dieser Beziehung den

königlichen Entschluß noch nicht," erwiderte der Graf, indem er befremdet einen fragenden Blick auf den Obersten warf, welcher bei dem Namen Heimburg fast erschrocken einen Schritt näher gethan hatte.

„Welche Absichten hat man mit mir?" fragte der Erbprinz weiter; „wie können Seine Majestät in zwei Monaten noch große Pläne für mich erfüllen wollen?"

Der Graf stutzte und sah den Frager mit einer strengen, durchbohrenden Miene an; der Oberst war so betroffen, daß er sich in den Worten Luft machte: „Prinz! ich begreife Ihre Frage nicht; Sie haben doch von mir und auch vorhin gehört, daß es Absicht der Obervormundschaft ist, Ihre um Jahre versäumte Erziehung nachzuholen."

Graf Rottorff hieß durch einen Blick dem Obersten Mäßigung und Schweigen, dann sprach er unbefangen: „Wir wollen sehen, Durchlaucht, wie weit wir binnen zwei Monaten kommen. Für's Erste haben Sie sich hier heimisch zu machen und die Sitte des größeren Hofes kennen zu lernen. Finden Sie erst den nothwendigen Geschmack an dem Ihnen noch unbekannten Klima der Residenz, dann werden Ihnen Wochen zu Tagen, Sie werden wahrscheinlich das Loos anderer jungen Männer Ihres Standes theilen, die sich schwer wieder von unserem Hofe trennten. Halten Sie sich Morgen um zwölf Uhr bereit; ich werde Sie abholen und Seiner

Majestät Ihrem königlichen Obervormunde und der Königin, dann auch die Personen Ihnen vorstellen, die Ihre Aufmerksamkeit erheischen."

Prinz Wilhelm hörte die Andeutungen des Grafen über die Annehmlichkeiten des Hofes mit sichtbarem Vergnügen an und nickte dem Obersten verschmitzt zu, als wollte er ihn an ähnliche Verheißungen erinnern; Prinz Waldemar schien in das Anschauen des redenden Grafen versunken und verharrte schweigend darin, als jener eine Pause machte, um eine Gegenäußerung zu erwarten. Als diese ausblieb und ihm das Anstieren lästig oder empfindlich zu werden schien, glaubte er eine andere Tonart anschlagen und dem älteren Prinzen die rechte Haltung bezeichnen zu müssen. Mit vornehmer, hofmännischer Form fuhr er, ausschließlich den Erbprinzen fixirend, fort: „Ich entledige mich des allerhöchsten Auftrages, Ihnen, meine Prinzen, nochmals zu wiederholen und specieller auszuführen, was Ihnen Herr Ministerialrath von Bock bei Vorstellung Ihres neuen Gouverneurs und Hofmeisters mitzutheilen berufen war. Um Ihre Erziehung zu vollenden und die unverantwortliche Versäumniß nachzuholen, haben Sie sich auf Befehl des Königs allen Willensmeinungen, die ich, der Herr Oberst oder der Herr Rath Hübner, als berufene Organe des allerhöchsten Willens, gegen Sie laut werden lassen, ohne Wider-

spruch zu fügen; Vertrauen ist die erste Bedingung der Erziehung und es muß geprüft und gestärkt werden; der Herr Oberst wird Ihre Anstands- und Hofbildung, der Herr Rath Ihre geistige Entwicklung besonders leiten; ich rathe Ihnen, Prinz Waldemar, bis morgen Mittag die Formstudien bei dem Obersten so weit zu verwirklichen, daß Sie vor Seiner Majestät in einer Haltung und Etikettekenntniß erscheinen können, die ich an Ihnen noch, und zwar aus erklärlichen, entschuldbaren Gründen vermisse. Sie leben hier auf Schloß Luisenruh angenehm und still; die Stille wird Ihren Studien dienen, die Annehmlichkeiten wird Ihnen das nahe Residenzschloß, die Sorgfalt Ihres Gouverneurs darbieten; an Vergnügen soll es Ihnen nicht fehlen; Sie sollen nicht, wie in Severn, Gefangene eines mißtrauischen, eintönigen Systems sein, aber es ist ein Gesetz der Erziehung, daß Derjenige, welcher Vergnügen fordert oder genießt, auch dieselben durch Pflichterfüllung verdienen muß. Das war es, was ich Ihnen, meine Prinzen, vorläufig zu sagen hatte; ich entledigte mich meines Commissariums mit dem Herzen, mit Freude und Hoffnung. Nun, liebe Prinzen, schlagen Sie nochmals ein, wir wollen eine fruchtbringende Episode mit einander antreten."

Prinz Wilhelm war wiederum schnell bereit, dem Grafen mit unverholener Zuneigung die Hand zu

drücken; der Erbprinz trat zurück; seine schlaffe Haltung wurde fester und aufgerichteter, seine blauen Augen weiteten und erfüllten sich mit dem unheimlichen Glanze eines Somnambulen, seine edleren Züge traten durch Anspannung stärker hervor und gaben dem Schmerze seines Mundes einen gewissen Stolz. Unwillkührlich hatte auch der Graf sich höher aufgerichtet und eine überlegenere Miene angenommen."

„Graf Rottorff," sprach der Erbprinz, „Sie nennen meine Erziehung versäumt? Wohl wahr in manchen Künsten und Klugheiten, für die ich kein Interesse fühle; ich werde sehen, was Sie in zwei Monaten aus mir machen wollen; ich werde dem Testamente meines Vaters gemäß der Vormundschaft gehorchen, aber, Herr Graf, kennen Sie das Testament meines Vaters?"

„Es geschieht danach!"

„Das ist nicht wahr?" rief der Erbprinz mit dem Fuße aufstampfend, indem eine flüchtige Gluth auf sein gespanntes und ausgeprägteres Gesicht stieg, so daß der jüngere Prinz Wilhelm mit erschrockener Miene und ängstlichem Blicke nach Grafen und Obersten auf den Bruder zueilte, ihn an den Arm griff und flüsterte: „Waldemar, mein Gott, was ist Dir?"

„Sie sind krank, mein Prinz," sagte der Oberst, während Graf Rottorff unbeweglich den Jüngling

mit Strenge fixirte und schwieg; „mein Prinz, ich habe Sie noch nie so gesehen; die Anstrengung der Reise, die ungewohnte Umgebung hat Sie aufgeregt, morgen werden Sie Ihr Benehmen aufrichtig entschuldigen."

„Ach!" sagte Prinz Wilhelm treuherzig, „er ist oft recht heftig ohne Ursache, und dann wieder spricht er einen Tag lang nicht und fordert mürrisch die Einsamkeit." — Der Erbprinz schien die Kraft nicht zu haben, seine gespannteren Nerven längere Zeit in dem Ausdrucke des Zorns und Aufwallens zu erhalten, oder es war der durchstechende Blick des Grafen, welchem er eine ausdauernde Kraft nicht entgegenzusetzen vermochte; er sank schon bei des Bruders naiver Anklage, die demselben die Besorgniß um die gute Laune des Grafen abgenöthigt hatte, in die frühere Erschlaffung zurück und des Grafen Blick wurde gleichzeitig durch ein mitleidiges Lächeln gemildert. Ohne noch Gereiztheit oder Mißlaune merken zu lassen, sprach er: „Es scheint mir, daß Durchlaucht Zuflüsterungen erhalten haben, die, von bösem Munde ausgegangen, darauf hinzweckten, Sie über Vergangenheit und Zukunft zu verwirren und Mißtrauen gegen Ihre wahren Freunde zu erwecken. Ich will Sie aufklären; Sie waren in Gefahr; es hatten sich politische Hände nach Ihnen und Ihren Rechten ausgestreckt; Sie werden es mir gern erlassen, mit einem noch nicht die Welt kennenden

Jünglinge über Politik zu reden; Ihre rasche Abreise war eine Maßregel der Rettung Ihrer Person vor egoistischen Feinden; der Wechsel der Personen hing damit zusammen. Erwähnen Sie daher niemals wieder des Namens eines Mannes, der seiner Eigenmächtigkeiten wegen in höchste Ungnade gefallen und entfernt ist. Sie haben einen Brief im Schloßgarten zu Severn gefunden; es zeugt von Ihrer richtigen Einsicht in die wahre Stellung und die Pflicht Ihrer Person, daß Sie diesen Brief gleichgültig in Ihrem Zimmer dem Blicke eines Dritten überließen. Es hat sich übrigens herausgestellt, daß jener Brief das Machwerk eines, über seine Entlassung mißvergnügten Dieners ist, der Sie mit Mißtrauen erfüllen wollte."

Prinz Waldemar hatte eine horchende Miene erhalten; mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, ja, mit einem Anfluge schadenfrohen Lächelns auf den Obersten hatte er den Grafen noch nicht ausreden lassen und dem Obersten gesagt: „Ha, der Brief; Sie haben ihn gefunden? In meinem Schreibtische? Ja, ja, ich warf ihn dort hin, habe ihn nicht verstanden!" Und zum Grafen gewendet, fuhr er fort: „Von einem Diener erfunden? Wissen Sie das gewiß?"

„Der Uebelthäter hat es selbst eingestanden," fiel der Oberst schnell ein; aber Prinz Waldemar hörte nicht darauf und forderte, durch unabgewandten Blick

auf den Grafen, diesen zur Antwort auf. „Sie hören, mein Prinz," sprach dieser im Tone der Würde, „was Ihr Herr Gouverneur sagt."

Der Erbprinz kehrte sich schnell ab und schritt wie ein Müder tiefer in das Zimmer, von den beobachteten Augen des Grafen verfolgt, während Wilhelm sich freundlich an den Obersten schmiegte und ihm unter Händedruck zuflüsterte: „Sagen Sie dem Grafen, daß er dem Waldemar nichts übel nimmt; ich bin gern hierher gekommen, er wird sich auch gewöhnen." Ehe der Erbprinz sich umgewendet hatte, begann der Graf mit Ton und Haltung eines, seine Macht fühlenden Hofmannes: „Meine lieben Prinzen, ich wiederhole nochmals meine begrüßenden Glückwünsche zu Ihrer Ankunft, erinnere Sie an die Mittagsstunde morgen und verabschiede mich für heute. Alle Ihre Wünsche haben Sie Ihrem Herrn Gouverneur mitzutheilen, der nach Instruction des hohen Obervormundes handeln wird; die betreffenden Unterrichtsgegenstände, die man für Ihre geistige Ausbildung für nöthig erachtet, wird Ihr Informator, der Herr Rath Hübner, bestimmen. Widerstand gegen diese beiden Herren ist Opposition gegen die königliche Autorität, welche jene Herren repräsentiren und die ich zu schützen berufen bin. Wie gesagt, an Annehmlichkeiten nach dem Maßstabe Ihres

guten Willens soll es nicht fehlen. Ich wünsche eine gute Nacht."

Prinz Wilhelm eilte herzu, um dem Grafen, der ihm besonders zu gefallen schien, die Hand zum Abschiede zu geben; der Erbprinz macht eine schläfrige, stumme, ziemlich linkische Verbeugung.

Der Graf eilte, vom Obersten gefolgt, die Treppe hinunter und, ohne ein Wort zu sprechen, in das vom Lakaien geöffnete Empfangszimmer zurück. Hier schritt er durch die ganze Länge des Raumes, ehe er den Obersten anredete.

Kaum hatten beide Männer das Gemach der Prinzen verlassen, als der jüngere Wilhelm auf seinen in Gedanken dastehenden Bruder zueilte und begann: „Was hast Du gethan, Waldemar? Warum bist Du seit gestern so mürrisch und mißtrauisch in Deinem Benehmen? Sieh', ich freue mich, daß wir den ernsten, niemals zum Scherze aufgelegten Heimburg los sind und den heiteren, spaßhaften Lübsen zum Gouverneur erhalten haben; er hat uns so viel Vergnügen verheißen, daß es nur von uns abhängt, seine gute Laune zu erhalten. Waldemar, sei doch vergnügt, es war ja in Sedern so langweilig und einsam. Wenn ich erst in der Garde bin, werde ich schon als Officier meine Freiheit finden."

Der Erbprinz hörte mit einer träumerischen

Geringschätzung die Rede des Bruders an; dann fuhr er sich mit heftiger Hand über das Gesicht, wie ein verdrießlich Erwachender, sah unstät umher, sprach mit zurückweisender Geberde: „Thue, was Du willst, aber störe meine Gedanken nicht!“ und ging in ein Seitenzimmer, welches ihm als sein Privatcabinet angewiesen war. Wilhelm sah ihm mit verwunderter Miene nach. „Was hat er eigentlich?“ murmelte er; — „verschlossen war er immer; Heimburg nannte es einmal in übler Laune: Gedanken- und Willensträgheit — hm — er erscheint mir seit gestern geheim denkend und geheimen Willensvorsätzen folgend. Kann ihm der Abschied von Severn so nahe gehen? Fürchtet er sich, seine gewohnte Eintönigkeit und Bequemlichkeit hier mit Menschenverkehr, Hofleben und Bewegung zu vertauschen? Aufwachen muß er; wie kann ein Träumer ein Fürstenthum regieren. Mein Vergnügen ist das Militair — gottlob, daß ich nicht der Erstgeborene bin, der sich mit Politik und Staatswissenschaft quälen muß!“ Der Prinz hörte Schritte des Kammerdieners und schwieg, gegen die Thür schreitend, welche zu seinen Privatgemächern führte, denn mit dem Antritte des neuen Gouverneurs waren die beiden Prinzen unter irgend einem Schicklichkeitsgrunde schon im Schlosse zu Severn in ihren Arbeits- und Schlafgemächern von einander getrennt worden.

Als Graf Rottorff sich gegen den Obersten im Empfangszimmer umkehrte, redete er ihn mit den Worten an: „Lübsen, ich frage Sie, was ist aus dem Prinzen geworden? Ich bin erschrocken über seine Aeußerungen, sein Benehmen — aus dem gedankenlosen Träumer, wie er mir früher erschien und Sie ihn mir noch vor vier Tagen schilderten, ist ein denkender Träumer geworden!“

„Ich bin nicht weniger consternirt.“

„Wer hat ihn an sein Alter, an die bevorstehende Großjährigkeit, an das Testament seines Vaters erinnert? Das sind die letzten Einflüsterungen des Heimburg, er hat uns den Prinzen nicht unvorbereitet überlassen wollen. Wie plump, wie roh vertrat er sein Bewußtsein vom Testamente seines Vaters gegen mich; Lübsen, Sie haben den Prinzen um Mitternacht in seinem Zimmer gehen hören, warum traten Sie nicht hinein? Der Posten an der Terrasse hat Schritte vernommen, aber Niemanden gesehen. Sind Sie sicher, Lübsen, daß der Prinz dennoch nicht mit einem Fremden verkehrt hat?“

„Gewiß, gewiß, es war kein Zugang möglich.“

„Das alte Schloß in Severn hat viele Gallerien, hm! hm! Der Herr von Falk ist hier und in Severn gesehen worden; verdoppeln Sie Ihre Aufmerksamkeit, ich werde veranlassen, daß ein Militairposten

als Ehrenschildwache auch hier vor das Haus gestellt wird. In dem Prinzen geht etwas vor, ein eingeimpfter Stoff kreiset in seiner träumerischen Vorstellungswelt; es muß verhütet werden, daß es Tag in ihr werde, es müssen vorerst blendende Wölkchen vor ihm aufsteigen, die sich allmählig zu einem einhüllenden Gewölk verdichten; er muß irre an sich selbst, an der Wahrheit werden."

„Ich hoffe viel von den neuen Eindrücken hier; Sie sehen nun, daß meine verfrühte Reise motivirt war. Ich halte dafür, daß wir nicht gleich nach dem strengen Regime verfahren, sondern den Prinzen erst durch den ungewohnten Glanz des Hofes blenden, ihn zum Erwachen durch künstliches Licht bringen und — —"

„So viel steht fest," fiel der Graf ein, der nur leicht auf die Meinung des Obersten gehört hatte, „beide Prinzen sind für ihr Alter noch sehr zurückgeblieben; auch die Naivetät und kindische Freude des Wilhelm, mit dem wir schon fertig werden wollen, ist einem 17jährigen Jünglinge von normaler Erziehung fremd; in dem Waldemar ist das geistlose, große Kind durch eingeimpfte Großjährigkeitsideen in eine unklare, rohe Gährung gerathen; wir haben dahin zu wirken, daß diese Gährung nicht vollendet werde und keine Hefe absetze, die das Product kläre. Ich werde mir das einzuschlagende Verfahren bis morgen überlegen."

Der Graf unterbrach sich, da ein Hoflakai in der Thür erschien und zu dem Grafen sprach: „Herr Rath Hübner bittet um die Ehre, seine Aufwartung machen zu dürfen."

Der Graf besann sich einige Secunden, dann erwiderte er: „Ich erwarte ihn." Der Lakai öffnete die Thür; Hübner, im schwarzen Kuranzuge, trat sofort herein. Er war ein schlanker, etwas gebückt sich haltender Mann von älterem Ansehen, als seine 35 Jahre hätten erwarten lassen; das graue, faltige Gesicht von röthlich blondem, schlichten, vom Scheitel hinter die Ohren gestrichenen Haar umflossen, zeichnete sich durch eine devote, fast fromme Miene aus; der Blick aus den tiefliegenden, farblosen Augen suchte und erwartete mit einer spürenden Aufmerksamkeit den Wink des Gönners, näher zu treten; die ganze Erscheinung machte den Eindruck eines, die Rolle der schleichenden Unterwerfung spielenden, festen, stillen Bewußseins eigener Zwecke und egoistischer Gefühle. Die lauernde, gemessene Höflichkeit seiner Verbeugung und die weiche, sogar wohltönende Stimme hatten etwas Diplomatisches. Die Stirn war von intelligenter Form, der Mund, bis zu dessen Winkeln ein schmaler, der Zeitmode entsprechender, rother Backenbart sich herabzog, von einem bittenden, nicht geistlosen Lächeln beherrscht. Man erkannte in ihm den Philologen, der

als Hauslehrer in einem gräflichen Hause die vornehme Verkehrsweise gelernt und aus dem Leben der distinguirten Welt verstanden hatte, daß zur Carrière nicht allein Kenntnisse, sondern auch Connexionen, und zur Befriedigung eigener Wünsche nicht nur kluge Dienstfertigkeit für fremde Vortheile, sondern auch Verleugnung seiner eigenen nothwendig sei.

Der Graf empfing ihn mit einer gewissen Vertraulichkeit, indem er ihm entgegentrat und sprach: „Nun, lieber Hübner, ich gratulire zum fürstlichen Rathe und heiße Sie hier wllkommen.“

„Für Beides, mein gnädiger Herr und Gönner,“ erwiderte Hübner, die Hand auf's Herz legend, und mit einer Stimme, die so schmelzend klang, als wäre es weicher Gesang, „für Beides mit treuer Ergebenheit zu danken, stehe ich vor Ihnen.“

„Nun, Hübner, Ihr ältester Zögling kommt mir etwas seltsam vor; was denken Sie davon?“

„Hat der Herr Oberst etwa schon berichtet, was sich in Severn ereignet hat?“ Hierbei richtete er sich mit seiner Verbeugung gegen Lübsen.

„Ja, mit dem Briefe,“ versetzte der Graf schnell; „glauben Sie an eine Intrigue, oder ist der Brief eine Mystification?“

Hübner zog die Schultern in die Höhe und verbeugte sich.

„Ich bekenne,“ fuhr der Graf gegen den Obersten gerichtet fort, daß wir, nachdem ich den Prinzen gesprochen habe, das gleichgültige Liegenlassen des Briefes etwas verdächtig erscheint; die Entschiedenheit seines Benehmens gegen mich stimmt nicht überein mit dieser Gleichgültigkeit.“

„Entschiedenheit?“ betonte der fürstliche Rath. „Ich kannte den Prinzen nur verschlossen, mürrisch, denkfaul, apathisch, wie alle geistig schweren Köpfe, zu zorniger Aufwallung und schneller Wiedererschlaffung geneigt.“

Der Graf erzählte mit wenig Worten das Benehmen und die Aeußerungen des Prinzen. Hübner horchte anfangs mit gespannt aufgezogenen Brauen zu, dann lächelte er bittend und fast verschämt nieder, während der Oberst sich mit seiner Toilette beschäftigte, und erwiderte, als der Graf seine Mittheilung mit der Frage schloß: „Nun? Wer hat ihm das in den Kopf gesetzt?“ in einem schmelzend herzlichen Tone: „Gnädiger Herr Graf, es bedarf ja nur eines anderen Kalenders für seine Ideen; — verlassen Sie sich auf mich, er wird gut erzogen werden; ein Traumleben wird wohl von einem äußeren Geräusch auf neue Vorstellungen gebracht, aber der Traum knüpft wieder an die alte Spur an und ein Charakter hat sich noch nie in der Stille entwickelt. Nur Charaktere haben wir zu fürchten, nicht Stimmungen und Visionen.“

Der Graf hatte eine rasche Antwort auf der Lippe, schwieg aber beim Oeffnen der Thür, in die ein Lakai die Meldung herein sprach: „Seine Excellenz, der Herr Minister von Patow." — Man hatte im Gespräch nicht das Vorfahren eines Wagens beachtet; außerdem hielt noch die Equipage des Grafen im Garten und es stampften die ungeduldigen Pferde derselben im Sande. Der Minister trat ein; auch er trug seine gestickte Uniform mit Kurhut und Degen. Als der Graf auf ihn zuschritt, sah er denselben nach flüchtigem Blicke auf die beiden anwesenden Personen mit fragender Miene an, und sprach vorsichtig: „Eben beim Aussteigen erkannte ich an Ihrer Equipage, daß Sie hier sind; ich hörte gestern; daß Sie verreist wären, und bin, da mir der Oberhofmarschall von Limberg vor einer Stunde die Ankunft der Severn'schen Prinzen melden ließ, hierher gefahren, um in Ihrer vermeintlichen Abwesenheit die Ankömmlinge formell zu begrüßen."

„Darf ich zunächst die Vorstellung der beiden Herren übernehmen?" erwiderte der Graf, auf den Obersten und den Rath zeigend. Der Minister fixirte Beide und sein Auge blieb namentlich auf dem Gouverneur der Prinzen haften, indem er zu ihm sagte: „Ich hatte noch nicht das Vergnügen, Sie, Herr von Lübsen, persönlich zu kennen; das Vertrauen

des Herrn Grafen empfiehlt Sie mir als einen Mann, der eine nicht leichte Aufgabe mit Klugheit und Verständniß erfüllen wird."

Oberst Lübsen fühlte sich in seinem Selbstbewußtsein geschmeichelt, da er nur die Bestätigung seiner eigenen Meinung von sich selbst zu hören glaubte, und warf sich mit einer höflichen Selbstempfehlungsphrase in die eitle Brust.

„Lassen Sie mich bei den Prinzen anmelden," sagte der Minister zu ihm; „da ich einmal hier bin, will ich der Form genügen und zugleich die Prinzen kennen lernen." Der Oberst trippelte nach der Glockenschnur in der Ecke des Salons, wo Hübner, bescheiden zurückgewichen, sich placirt hatte, und, den schwarzen Seidenhut mit dem Aermel glatt streichend, einen unscheinbaren Zuhörer abzugeben gedachte. Der Minister hatte des Grafen Arm gefaßt und schritt mit ihm im Privatgespräche tiefer in den Saal; der Oberst, sich die Hände reibend, und den Kopf mit rosiger Miene hoch tragend, näherte sich langsam den beiden, am Ende des Saales Stehenbleibenden, und er schien durch eine kecke, eitle Haltung die Achtung herausfordern zu wollen, welche der Mangel einer früher gewohnten, glänzenden Uniform und die bürgerliche Tracht, seiner Meinung nach, zu schwächen drohte, weshalb er glaubte, durch ein Herantreten an die

Redenden sich von dem Rathe Hübner unterscheiden zu müssen. Der Minister ließ, indem er des Grafen vertrauliche Mittheilungen anhörte, den ruhigen Blick auf dem näher kommenden Obersten ruhen, welcher nicht wenig Lust zeigte, der Dritte im Gespräche zu werden, unentschlossen trippelte und sich mit graziöser Bewegung an Bart und Toupet zu thun machte. Der Graf, welcher es bemerkt oder gefühlt haben mochte, daß er dem Gouverneur seiner eigenen Wahl eine Rücksicht vor dem Minister des Auswärtigen schuldig sei, lenkte seine Rede mit lauterer Stimme auf den Obersten, indem er sagte: „Der Herr von Lübsen wird Euere Excellenz zu den Prinzen führen und ich möchte anheim geben, die Begrüßung derselben nur formell und als einen persönlichen Höflichkeitsact erscheinen zu lassen." — In diesem Augenblicke kam der Lakai zurück, um zu melden, daß die Durchlauchten bereit wären. Der Oberst lud den Minister ein, mit ihm hinauf zu gehen.

Kaum waren sie aus dem Empfangssalon getreten, als der Graf den Rath suchte und mit einer großen Vertraulichkeit den, gleichfalls seine bescheidene, abwartende Stellung verlassenden Informator mit den Worten ansprach: „Nun, mein lieber Hübner, wird es an Ihnen sein, unsere Intentionen zu verwirklichen."

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr Graf,"

antwortete jener, ein größeres Sicherheitsgefühl in Haltung und Miene zeigend. „Was die Regulative einer Prinzenschule betrifft, so habe ich mich genügend in den historischen Vorbildern umgesehen und es bedarf nur noch einiger Winke von Ihnen, um zu individualisiren und die Disposition in die Akte einer fortschreitenden Handlung einzutheilen.“

Der Graf spielte mit seinem Kurhute, während er etwas zerstreut nachzudenken schien; dann erwiderte er: „Hm — ja — sagen Sie mir, lieber Hübner, welchen Eindruck hat die Abreise der Prinzen in Severn gemacht?“

„Ich glaube versichern zu dürfen, daß man in der großen Menge ziemlich gleichgültig darüber denkt und auch sprach; der Erlaß des Herrn Ministerialrathes von Bock hat die persönlichen Interessen der Bevökkerung im Fürstenthume gekitzelt und diese haben bei ihr mehr Werth, als das Interesse der Prinzen. Dem Volke ist es überhaupt ziemlich gleichgültig, wer es regiert; derjenige ist ihm der Liebste, welcher am billigsten regiert und ihm die größte Aussicht auf Wohlhabenheit giebt. Der alte pensionirte Officierstand in der Residenz redet freilich von Patriotismus, Treue gegen das fürstliche Haus, die entlassene Hofdienerschaft ist zwar mißlaunig, auch in dem sogenannten „Ducatenclub,“ einer Vereinigung der wohlhabendsten Bürger, Advokaten,

Beamten, Rathsmitglieder, Lehrer und Aerzte, redet man freilich von Annexionsgelüsten, aber es wird sich Alles der neuen Ordnung fügen, wenn sie den Leuten Vortheile zeigt. Wenn dieser inneren Politik auch die äußere entspricht, so wird wohl ein Resultat erzielt werden."

Der Graf schien die Frage nur hingeworfen zu haben, um Zeit zu einer weiteren Verfolgung seiner stillen Gedanken zu gewinnen; denn er hörte nur zerstreut zu und schritt, mit dem Hute spielend, vor dem Rathe hin und her. Als dieser schwieg, blieb er plötzlich vor ihm stehen und fragte: „Was halten Sie von dem Briefe?"

„Ich denke, daß er zwar e ht, aber nicht der Ausdruck einer politischen Partei, sondern einer einzelnen Person ist, die den Prinzen mit Mißtrauen hat erfüllen wollen; einer Person, die vielleicht im Sinne des Herrn von Heimburg zu handeln geglaubt, aber sich in der geistigen Fähigkeit des Prinzen getäuscht hat. So weit ich in den wenigen Tagen meiner neuen Stellung den Prinzen beobachten und studiren konnte, ist er von Anlagen, Leidenschaft und Willenskraft, aber alle diese Elemente eines Charakters liegen schlafend unter dem Drucke eines trägen Sinnes und unklaren Temperamentes, unter der einhüllenden Decke enger, träumerischer Vorstellungen."

„Und müssen darunter bleiben, Hübner,“ fiel der Graf mit scharfer Betonung und strengem Blicke ein.

Der Informator verbeugte sich, als wäre ihm eine Höflichkeit gesagt worden, und fuhr mit seiner melodischen Gesangstimme fort: „Der Prinz hat ein sehr schlechtes Gedächtniß, entsprechend dem schnellen Verglimmen aller Regungen, die irgend ein Eindruck auf ihn hervorgebracht haben; solchen geistigen Beschränkungen unentwickelter Anlagen ist es auch eigen, aufzuwallen und schnell wieder zurückzusinken, wie eine aufkochende Milch. Der Prinz hat ohne Zweifel den Brief mit Erregtheit gelesen, ihn in seinem Schreibtisch geborgen und dann wieder vergessen.“

„Ihre Schilderung, Hübner, gleicht der Elementaranalyse eines beginnenden Blödsinnes, sprechen Sie es offen gegen mich aus.“

„Allerdings ist es ein Grad von Blödsinn; es ist sehr schwer, die Grenze zu bestimmen, wo die Vernunft aufhört und die Unzurechnungsfähigkeit anfängt.“

„Wir verstehen uns, Hübner,“ fiel der Graf ein, indem er des Rathes Schulter klopfte.

„Es mag ein gutes Stück Erbtheil in dem jungen Manne stecken,“ sagte Hübner dreister.

„Natürlich, der alte Herr hatte seine Perioden; die fremdländische Wasserkur und Kinderdiätetik der Mutter hat das Gehirn des Erstgeborenen irritirt.

Aber was halten Sie davon, daß Herr von Heimburg für die geistige Ausbildung des Prinzen nichts that? Sie hatten doch Gelegenheit, in Severn zu beobachten."

„Ich erlaube mir die Behauptung, daß Herr von Heimburg ein besserer Jurist, Kameralist und Oekonom ist, als Prinzengouverneur; er hat sie mehr behüten, als erziehen lassen; vielleicht, um bei der Volljährigkeit sich unentbehrlich zu erhalten und dann erst der Lehrer des Regierenden zu werden; er hatte ohnehin zu viele Geschäfte, als sich um die Prinzen speciell bekümmern zu können; der seitherige Informator war mehr Vertrauensperson, als Mann von intelligenter Befähigung."

„Sind Sie gewiß, Hübner, daß der ältere Prinz nicht nur die von Heimburg ihm einstudirte Rolle des Idioten gegen uns spielt?"

„Die Rolle wäre zu natürlich ausgeführt."

„Sie kennen Ihre Instruction; wir sprachen darüber bei unserer Zusammenkunft auf Oberhaus. Hören Sie weiter. Nachdem ich vorhin den Prinzen Wilhelm näher beobachtet habe, halte ich es für wünschenswerth, daß er ganz der Leitung des Obersten überlassen bleibe, der ihn schon auf die Wege zum guten Officier bringen wird. Ein Officier par honneur darf nicht die gesellschaftlichen und Re-

präsentationsstudien über den Bücherkenntnissen versäumen; halten Sie sich namentlich an den Prinzen Waldemar und sehen Sie zu, was Sie aus ihm machen. Doch still, ich höre den Minister zurückkommen; morgen nach der Vorstellung bei Hofe erwarte ich Sie in meiner Wohnung; wir wollen uns specieller aussprechen."

Die Thür wurde geöffnet, der Minister trat, vom Obersten begleitet, in den Salon; Hübner zog sich bescheiden gegen die Wand zurück.

„Nun, Excellenz," fragte der Graf mit einer heiteren Miene, „wie finden Sie unsere Pupillen?"

„Zwei ganz heterogene Charaktere; der eine mürrisch wie ein Kranker, der andere lebensfroh wie ein junges Pferd." Und zum Informator sich wendend, fuhr er in einem zweifelhaften, über Ernst oder Scherz ungewiß lassenden Tone fort: „Sie werden mehr Seelenarzt als Lehrer sein müssen."

„Excellenz, ich verstehe mich auch auf psychologische Behandlung meiner Schüler," erwiderte Hübner mit sanfter Stimme.

„Fahren wir?" fragte der Graf.

„Ich gedachte in das Theater zu fahren; der Hof ist dort in der großen Loge vereinigt."

„Auch ich, Excellenz; fahren wir zusammen; mein Wagen steht Ihnen zu Diensten."

„Ich nehme es an.“

„Nun, lieber Herr Oberst,“ sprach der Graf zum Herrn von Lübsen, „Sie werden der Ruhe nach der schnellen Reise bedürfen; morgen mehr.“

Man verabschiedete sich; der Minister würdigte den Obersten nur einer stummen Verbeugung; beide Herren stiegen in des Grafen Wagen; die Equipage des Ministers fuhr leer nach Hause, um später denselben aus dem Theater zu holen.

„Klären Sie mich auf,“ begann Herr von Patow, als sie durch den Belvederegarten gegen das Thor fuhren; „welche Motive haben Ihre Wahl des Obersten zum Gouverneur geleitet?“

„Spricht er Sie nicht an, lieber Freund?“ fragte der Graf, welcher jetzt jede formelle Titulatur fallen ließ und dessen neckisch klingende Stimme den Minister zu der Aeußerung reizte: „Ein vollendeter alter Geck, eine jener eitlen Karikaturen des Hofmannes, wie man sie in Kleinstaaten findet. Konnten Sie diesem Manne Ihr Vertrauen in so delicater Angelegenheit schenken?“

„Sie haben Recht, ein alter, kokettirender Narr, aber geeignet für unsere Zwecke; einmal ist er unverheirathet, Lebemann und ohne Vermögen, zweitens aber ohne Gesinnung, ein altgewordener Diener fremder Launen und ein Sclave seiner ehrgeizigen Eitelkeit. An dieser Schwäche ziehe ich ihn durch

Feuer und Wasser und erhalte ihn treu an der militairisch prompten Erfüllung seiner Ordres. Ich habe deßhalb mit dem Oberhofmarschall die Abrede getroffen, daß dem Obersten, zur Entschädigung für seinen stillen Kummer, in der bürgerlichen Civiltracht hier auftreten und seine glänzende Severn'sche Generaladjutanten-Uniform im Koffer verbergen zu müssen, dann aber auch, um vor den Prinzen die Autorität des Gouverneurs zu erhöhen, morgen nach der Vorstellung bei Hofe unser Ritterorden verliehen werde; dann haben wir ihn ganz an der Angel."

„Die Berichte des Herrn von Bock an mich lauten günstig," nahm der Minister das Wort; „auch scheinen sich die anderen Bundesläuder auf ein stilles Abwarten der Ereignisse im Fürstenthume zu beschränken. Ein Fait accompli ist eine Macht, gegen die man wohl bellt, aber nichts unternimmt. Hat mein College, der Minister des Innern, die Severn'sche Verwaltung erst Schritt für Schritt mit der unserigen verschmolzen, so bleibt mir im Falle der Noth nur übrig, etwa sich diplomatisch einmischende Regierungen mit Ködern zu beschwichtigen, welche ich in petto habe. Unserem westlichen Nachbar erfülle ich den Handelstractat, unserem östlichen helfe ich in der Unterwerfung der mit den Friedensstipulationen unzufriedenen, von Deutschland abgetretenen Grenz-Provinzen

und die von dem Hofe der verstorbenen Herzogin herübergeschleuderten Papierbomben fangen wir in unserem Papierkorbe auf. Außerdem müssen wir für eine historische Begründung der Erbrechte auf Severn sorgen. Wie heißt der Informator?"

„Hübner; ein Mann wie geschaffen zu einem Prinzenerzieher!" sagte der Graf mit lachendem Tone.

„Seine Physiognomie verspricht gute Leistungen; wenn er sich bewährt, werde ich gern seine Verdienste durch Verwendung in der diplomatischen Carrière belohnen."

Der rasch fahrende Wagen hielt nach wenigen Minuten unter der Säulenhalle des nicht entfernten Theaters; der Hof war schon in der Loge, die große Oper hatte längst begonnen. Graf und Minister hatten sich bald unter die Hofcavaliere ersten Ranges gemischt.

Daß der Graf bei seinen politischen Intriguen, welche ihn lebhaft beschäftigten und ihn auch, über die Ankunft der Severn'schen Prinzen, mit dem Könige in eine längere Unterredung führten, seine persönlichen Interessen nicht vergessen hatte, verrieth er in seinem Gespräche mit dem Oberhofmarschall von Limberg, den er plötzlich, nachdem die politische Angelegenheit und die Repräsentationscour auf Morgen besprochen war,

mit den Worten anredete: „Noch eins, lieber Limberg; ich habe eine Bitte an den Generaldirector der königlichen Gärten; eine besondere Passion treibt mich, bei meinem bevorstehenden Aufenthalte auf Oberhaus ein tropisches Glashaus zu finden; den Granatbaum möchte ich vorzüglich vertreten sehen. Sie könnten mir dienen."

„Ei, lieber Rottorff, so viel Sie haben wollen; die Tropenwelt scheint bei den höchsten Herrschaften noch nicht in Geschmack gekommen zu sein, obgleich ich mich mit den Jardins des plantes durch unseren Gesandten zu Paris in Verbindung gesetzt und von den durch Humboldt und Bonpland dort eingeführten centralamerikanischen Pflanzen die schönsten Absenker empfangen habe. Granatbäume können Sie ein Dutzend bekommen, aber bemühen Sie sich doch gefälligst nach dem Orangeriegarten zu Amalienburg hinaus, ich werde dem Garteninspector morgen früh den Befehl zugehen lassen, daß er Alles, wie Sie bezeichnen, kunstgerecht verpackt, nach Oberhaus besorgen soll. Seien Sie in der Auswahl nicht zu rücksichtsvoll, wie gesagt, die höchsten Herrschaften machen sich nichts daraus und es bleibt mir noch Ueberfluß, um die Tanzsäle zu decoriren."

Auch in dieser Hinsicht fand der Graf seine Wünsche befriedigt.

Als er um Mitternacht nach dem Hofsouper,

wozu ihn der König eingeladen hatte, um sich noch mehr über die Prinzen berichten zu lassen, in seiner Wohnung im Grafenparke wieder eintraf, fühlte er die Ermüdung von der forcirten Tagesreise und den Anstrengungen des Abends. Dennoch vergaß er die beiden Briefe nicht, welche er vom Obersten eingehändigt erhalten und in die Brusttasche gesteckt hatte. Er prüfte noch einmal die Handschrift, ob sie ihm, trotz der Verstellung, keine bekannten Züge verrathe, aber er vermochte Heimburg's Schrift nicht darin wiederzuerkennen. Er las noch einmal den Brief des Herrn von Bock, dessen Ueberbringer der Oberst gewesen war, und dessen Inhalt er nur in dessen Gegenwart flüchtig durchblickt hatte, der aber erklärlich macht, weßhalb der Graf anfänglich der Mittheilung des Obersten über den Fund des Warnbriefes und diesem selbst nur eine geringe Bedeutung beizulegen schien. Daß auch Herr von Bock den Obersten richtig zu schätzen wußte, bewies der Umstand, daß er ihn zum Ueberbringer eines vertraulichen Schreibens an den Grafen machte, in welchem es hieß: „Obgleich ich dem Lübsen keine besondere Beweiskraft für meine Entschließungen zuerkenne, so habe ich es doch für eine Maßregel der Vorsicht gehalten, die Prinzen und auch den Obersten früher unter ihre persönliche Obhut zu schicken; der Brief ist allerdings eine Thatsache, deren

Ursprung und Folgerung noch unbekannt ist, indessen haben meine geheimpolizeilichen Recherchen nichts ergeben, was auf eine Partei oder gar ein Complot schließen ließe; meine Vorsicht entspringt nur aus dem einzigen Umstande, daß Herr von Falk, der frühere .....sche Gesandte und politische Agent am Severn'schen Hofe, hier gesehen worden ist und erwiesener Maßen mit Herrn von Heimburg verkehrt hat. Daß übrigens dieser eine geheime Thätigkeit betreibt, ist unzweifelhaft; meine Agenten haben mir rapportirt, daß er mit einer reichen Wittwe, einer Baronin von Mingerode, in ein engeres Verhältniß getreten zu sein scheint; er schließt hier Contracte für das Gut Mingen ab, leistet Zahlungen für dasselbe an hiesige Geschäftsleute und fährt oft dahin. Der Mann hat ohne Zweifel die Absicht, sich durch eine Heirath mit der, übrigens den Erkundigungen nach, achtungswerthen Dame, zu einem Grundherrn und Kapitalisten zu machen, wahrscheinlich um einer politischen Ausweisung aus dem Fürstenthume vorzubeugen und sich die Geldmittel zu einer weiteren Agitation zu verschaffen. Jedenfalls ist er ein beachtungswerther Gegner, und es wäre sehr zu überlegen, ob sich nicht irgend eine gesetzliche Form ausfindig machen ließe, ihn ganz und rechtzeitig aus dem Fürstenthume zu entfernen."

Graf Rottorff lächelte zwar bei der Durchlesung

dieser Zeilen, aber er hatte doch eine doppelte Empfindung dabei; Ueberlegenheit seines besseren Wissens mischte sich mit Eifersucht und ungeduldigem Verlangen, dem Gegner die Anknüpfungen auf Mingen für immer abzuschneiden und ihn durch den Sieg über Herz und Vermögen der schönen Frau so tief zu beschämen, daß er freiwillig sich den Augen der Welt entziehe. So gedachte Graf Rottorff dem Sinne des Heren von Bock auf Privatwegen nachzukommen.

---

## Zweites Kapitel.

### Betrachtungen und Entschließungen einer gelangweilten Frau.

Der Brief, welchen der pensionirte Oberregierungsrath von Heimburg zu mitternächtiger Stunde im Gasthause des Dorfes Mingen geschrieben hatte, traf am anderen Morgen auf dem Gute ein. Als Frau von Mingerode, nach einer, von ungewöhnlichen Gedanken beunruhigten Nacht und, nach Beendigung ihrer ersten Toilette, später als gewöhnlich in ihr Zimmer trat, um hier die Tochter zu finden, welche unter nächtigem Schutze der Kammerfrau ein besonderes Schlafgemach hatte, und jeden Morgen die Mutter in deren Frühstückszimmer zu erwarten pflegte, fand sie die Tochter nicht, auch war der Kaffeetisch nicht servirt. Mit verdrießlicher Heftigkeit ließ sie die Glocke erschallen. In Bewegung und Miene lag eine gewisse Erhitzung und Unbehaglichkeit, was bereits die bei der

Toilette beschäftigt gewesene Kammerfrau bemerkt hatte, da die Baronin heute ungewöhnlich heiß und ungeduldig und sowohl beim Frisiren, als auch beim Auswählen des Morgenkleides sehr wankelmüthig erschienen war. Auf den Ruf der Glocke erschien sofort die Kammerfrau, die noch in dem Toilettezimmer beschäftigt gewesen, und sah mit ängstlichen Augen auf die heute sehr übelgelaunte Frau.

„Warum ist nicht servirt? Wo ist meine Tochter?“ fragte diese mit Ungeduld.

„Ich habe es dem Zimmerdiener gesagt, als ich an's Frisiren ging, daß die gnädige Frau bald hier erscheinen würde.“

Mit der Heftigkeit eines gereizten Gemüthes wollte die Baronin das Zeichen mit der Glocke geben, das dem Diener galt.

„Ach, gnädige Frau,“ hub die Kammerfrau schüchtern an, da sie dem Diener einen Verweis ersparen wollte und auch, als eine treue, mehrjährige Dienerin, Sorge über das aufgeregte Wesen ihrer sonst so gütigen Herrin fühlte, „ich werde sogleich den Tisch besorgen; regen Sie sich nicht auf; Sie sind so heiß auf den Wangen; Sie haben gewiß eine schlechte Nacht gehabt; es war gestern während des Gewitters so kühl im Salon geworden.“

Ein stolzer Blick mit strengerer Miene gebot der Kammerfrau Schweigen. In demselben Momente trat Adele mit heiterem Gesichte herein, küßte begrüßend der Mutter die Hand und sah ihr so freundlich und doch so fragend in die glänzenden Augen, in deren blauem Grunde sie etwas Fremdartiges finden mußte, daß jene dem Blicke auswich und die Kammerfrau fortwinkte.

„Liebe Mama," sprach Adele schmeichelnd, „es ist Dir doch recht, daß ich das Dejeuner in der Säulenhalle vor dem Hause habe serviren lassen? Die Sonne scheint so warm und es duftet so süß in der Luft."

„Also Du befiehlst hier?" versetzte die Baronin.

„Ich dachte, Dir nach dem Sinne zu handeln; sagtest Du doch, als wir gestern Morgen draußen saßen, daß Dir die freie, sonnige Luft wohl thue. Bist Du denn nicht wohl, Mama? Du hast gewiß Kopfschmerz, Deine Wangen sind so heiß."

„Ich habe schlecht geschlafen, Kind."

„Aber schon gestern, nachdem die Herren und Herr von Heimburg Dich verlassen hatten, erschienest Du mir so unruhig und nachdenklich; Du hast doch nichts Unangenehmes erfahren?"

„Folge mir," fiel die Baronin befehlend und zerstreut ein, und schritt, ein lichtes, weißes Shawltuch über die Arme werfend, aus dem Zimmer.

In der geschmackvollen Halle des Portals der Villa, mit blühenden Topfgewächsen und tropischen Blattpflanzen bis auf die unteren Stufen der breiten Freitreppe umstellt, fand die Baronin den elegant servirten, durch ein frisches Blumenbouquet geschmückten Tisch mit zwei Sesseln, und der schwarz gekleidete Kammerdiener, mit seinen schwarzen Achselschnüren am Frack, stand bereit, die Herrschaft zu bedienen. Die Baronin ließ sich mit einer gewissen, nervösen Erschöpfung in ihren Sessel nieder und, trotz der heißen Wangen und lauen Luft, schien sie für die Morgenfrische empfindlich zu sein, denn sie legte den mitgebrachten Shawl über die Schultern. Adele fühlte sich bei der nicht gewohnten Schweigsamkeit der Mutter unbehaglich und suchte ihre eigene und der Mutter Stimmung aufzumuntern, indem sie auf den grünen Rasensammet, die auf dem Wasserbassin, im Sonnenscheine mit blendender Weiße sich badenden Schwäne, auf die Volière und den daraus erschallenden Gesang, auf die Tauben im chinesischen Giebel des Vogelhauses, die über Nacht aufgebrochenen rothen Cactusblumen aufmerksam machte; die Baronin nahm nur wenig Antheil daran; sie genoß auch weniger als sonst und

mit scheuen Blicken beobachtete die Tochter die unbekannten Wandlungen der mütterlichen Miene, welche bald nachdenklich streng, bald leidenschaftlich erregt erschien.

„Sollen wir nicht ein wenig durch den Garten promeniren?“ fragte Adele, nachdem sie das Dejeuner für beendet hielt.

„Geh' nur, Kind, geh', amüsire Dich an den Vögeln, Blumen, dem Sonnenschein,“ erwiderte die Mutter mit einer unerwarteten Güte, indem sie der Tochter Hand ergriff, ihr mit einer schmerzlichen Liebe in die Augen lächelte und nach einer kurzen Zeit des träumerischen Selbstvergessens plötzlich mit befehlendem Tone sprach: „Nun geh', ich möchte allein sein.“ Zögernd, aber mit Freundlichkeit gehorchend, entfernte sich Adele und die Mutter sah ihr nach, wie sie, mit einem Körbchen im Arm, der Volière zuging, die Singvögel mit Zucker fütterte und dann tiefer im Garten den Blicken entschwand.

„Warum mahnt mich dies Kind so ungewöhnlich an eine Zeit, wo ich jünger, muthiger, froher und doch so oft unglücklich war! Ach! eine dreizehnjährige Ehe mit einem Mann, der mich nicht verstand, ließ mich den plötzlichen Uebertritt in das Wittwenthum als eine Emancipation betrachten, wo ich mir selbst wiedergegeben würde. Mir selbst? Auch meiner geopferten

Jugend, der Schönheit des Weibes? Bin ich noch preiswürdig genug, um die Huldigung edler Männer, nur meiner Person willen, fordern zu können? Ja! Doch wer waren die Männer, welche der Wittwe huldigten? Durch mein Vermögen wollten sie sich selbst emancipiren und mich bevormunden. Nur einem angesehenen, einem reichen, stolzen Manne könnte ich jemals meine Hand reichen, ich wäre gewiß, daß er mich, nur mich, nicht mein Vermögen liebte und schätzte. Wie komme ich auf diese Gedanken? Warum verfolgten mich diese Nacht die Bilder des bunten Lebens, die Lockrufe des Vergnügens, der Ehre, der eitlen Lust, und scheuchten mir den Schlaf von den Augen? Wer entzündete die Gedanken in mir? Ich bin ein Weib; ist es natürlich und gut, die Elemente in mir einzuschläfern, welche das weibliche Gemüth in Wahlverwandtschaft mit der Welt ziehen, welche es bewegen, sich nach Freude, Wechsel und Anerkennung zu sehnen? Ein Weib, dem nicht gehuldigt, nicht geschmeichelt wird, ist todt. Soll ich mich lebendig begraben? Warum entfloh ich der Gesellschaft und bannte mich hier in diese Einsamkeit? Ich war verstimmt, vergrillt, ich wollte Wechsel haben, einerlei welchen, und überredete mich, daß diese ländliche Stille mir angenehm sei. Was ich mir nicht eingestehen wollte, das ist seit gestern in mir laut und unwider-

legbar klar geworden; mit dieser enttäuschenden Selbstoffenbarung fühle ich mich gelangweilt und vereinsamt. Aber könnte meine Stimmung nicht nur die Folge der Ungewohnheit eines fremden Besuches sein? Sah ich doch außer Heimburg keinen Mann hier, und der erste, welcher kam, warf den Schimmer der großen Welt in meine stille Einsamkeit, redete mit zauberischer Sirenenstimme die Locksprache der Salons, der Galanterie des Hofes, zeigte mir die edle Umgangsform der vornehmen Gesellschaft, der Huldigung des Weibes. Was führte den Grafen hierher? Ein Zufall? Soll ich vor mir selbst den Werth meiner Person verringern, daß ich nur dem Zufalle die Aufmerksamkeit zuschreibe, die der Graf mir erwies? Es war mir nicht möglich, wie früher in Heimburg's gleichmäßiger, ruhiger Gesellschaft zu verbleiben, er muß es gemerkt haben, ich bin ihm gewiß launisch und verändert erschienen."

So recapitulirte die Baronin die Gedankenfolge, welche in der Nacht ihren Schlaf gestört und sie in eine nervöse Morgenstimmung versetzt hatte. Sie ergriff, als wolle sie sich von den treibenden Gedanken frei machen, aus einem Körbchen auf dem Tische eine elegante Handarbeit, ließ aber schon nach einigen, unsicheren Nadelstichen die schönen Hände in den Schooß sinken und die blauen Blicke in die Ferne schwimmen.

Jetzt trat der Kammerdiener aus dem Hause und

präsentirte auf einem kleinen, vergoldeten Plateau der Herrin einen Brief.

„War der Landpostbote schon so früh hier?" fragte sie.

„Nein, gnädige Frau; dieser Brief ist vor einer Stunde vom Knechte des Gastwirths im Dorfe in der Küche abgegeben; gnädige Frau haben befohlen, daß Sie Briefe oder Gesuche nicht vor dem Dejeuner empfangen wollten." Da sie den dargereichten Brief nicht beachtete und auch nicht ergriff, so legte ihn der Diener auf den Tisch und entfernte sich wieder. Was konnte auch aus dem Dorfe kommen, das der Baronin Interesse gerade an diesem Morgen hätte anregen können? Sie schien den Brief vergessen zu haben, denn sie fing wieder an, mit der Nadel zu arbeiten. Zufällig fiel der Blick auf den Brief; sie erkannte die Handschrift und griff hastig danach; dennoch zögerte sie, den Brief zu erbrechen. „Was wird er Anderes enthalten, als eine Warnung vor dem Grafen, hm! Der Groll, der gestern aus ihm sprach, wird auch diese Zeilen dictirt haben; es kränkt mein Gefühl; wie schonend redete der Graf von ihm, wie wahrhaft edelmännisch benahm er sich in dessen Gegenwart! Was geht es mich an, wenn Beide Feinde sind? Es war eine Pflicht des Anstandes, vor mir neutral in ihrem Hasse zu erscheinen, der Graf beobachtete

diese Pflicht, der Heimburg nicht; hm, was hat er mir denn zu sagen? Er wird sich über sein steifes, stummes Benehmen bei Tafel entschuldigen wollen mit der Ehrlichkeit seines Charakters. Ehrlich ist er, unbeugsam, eigensinnig."

Unter solchen Gedanken hatte die Baronin den Brief mit langsamer Hand erbrochen; sie las, ihre Augen wurden stierend, ihre Wangen heißer, ihre Züge ernster und immer düsterer.

Der Brief lautete:

„„Hochwohlgeborene Frau Baronin!
Verehrungswürdige Frau!

Als ich heute den Weg zu Ihnen unternahm, führte mich ein heiliges, von meinem Gewissen sorgfältig geprüftes Gefühl hierher; mit Erschrecken traf ich Sie, die ich allein vor Gott anzureden hoffte, in der Gesellschaft eines Mannes, der nicht nur den letzten Willen meines Fürsten zu brechen wagte, um mich aus Amt und Recht zu vertreiben, sondern dessen Name ein Gespenst ist, das sich in gehässiger Schattengestalt schon vor meiner Jugend erhob und bis in's Grab mich mit der Empfindung des Grolls erfüllen wird. Er oder ich, Einer nur kann den Boden betreten, auf dem Sie Herrin sind, Einem nur können Sie Achtung und Gastfreundschaft erzeigen, Einer nur darf Ihres Vertrauens sich rühmen. Ich glaube,

dieses Vertrauen, diese Achtung zu besitzen, verdient zu haben. Meine Sorge um Sie steigerte sich zur Verehrung, diese zu dem Wunsche und Bedürfnisse, Ihr Schützer und der Freund in dem ländlichen Glücke zu werden, welches allein im Stande ist, die Enttäuschungen der gleißenden Welt zu entschädigen; ich war gekommen, um diesem Glücke einen bestimmteren Ausdruck zu geben. Da traf ich den Versucher bei Ihnen, der keinen anderen Zweck seines Besuches haben konnte, als mich auch aus dem Frieden Ihres Asyls zu verscheuchen; ich zitterte bei dem Blendwerk der Welt, welches er Ihnen in dem trügerischen Feuerwerke seiner Rede beleuchtete; ich sah mit schmerzlicher Angst in Ihren Augen die Wirkung jener lockenden Ansprache an die natürlichen Schwächen des weiblichen Gemüthes. Ich flehe Sie an, edle, verehrte Frau, fassen Sie Mißtrauen gegen den Mann, der eine Gewaltthat am Fürstenthume, an dem Blute des Fürsten, an mir, dem treuesten Freunde desselben, beging, tilgen Sie in Ihrer Seele jeden Nachklang seiner Schmeichelworte, erbeben Sie selbst vor dem Gedanken, den Versucher an Ihre Tafel eingeladen zu haben, verschmähen Sie meinen Schutz nicht, um Sie vor ähnlichen Besuchen zu bewahren. Ich schreibe offen über den Mann gegen Sie, denn ich baue auf Ihr Vertrauen zu mir und Ihre Einsicht. Ich kam

heute zu Ihnen, um ein weiches, friedvolles Wort an Ihr Dasein zu richten, aber es mußte verstummen vor fremden Ohren und vor der fremden Ausdrucksweise Ihres erregten Gemüthes. Dennoch kann ich es nicht verschweigen, denn es ist mein eigenes Leben, welches sich aussprechen muß, um von Ihnen eine Zukunft zu empfangen. Wohl weiß ich, daß ich nur meinen Charakter, meine Kenntnisse, meine Verehrung, meine, von allem Glanze und Einflusse vorläufig entkleidete Person in die Wagschale gegen das Uebergewicht an inneren und äußeren Vorzügen legen kann, welches ich mit mir in ein glückliches Ausgleichen der Verhältnisse zu bringen mich sehne; was ich mündlich in Ihr Herz zu reden gedachte, das wage ich jetzt in diesen Zeilen auszusprechen. Prüfen Sie Ihr Herz, fragen Sie Vergangenheit und Gegenwart, ob Sie dem bewährten Freunde mehr sein mögen, als Freundin; ein glückliches Stillleben auf Mingen, das ich zu einem Paradiese des Friedens schaffen werde, wo Sie Alles finden und nichts entbehren sollen, was zu einem wahrhaftigen Glücke gehört, das biete ich Ihnen an, Schutz, Liebe, Hand und Herz! Ihre Wahl ist zugleich der Entschluß, einer Partei anzugehören; mit Annahme meines Namens übernehmen Sie auch die Feindschaft gegen Denjenigen, der das Recht im Fürstenthume vergewaltigt; nehmen Sie selbst Theil mit mir,

dem gekränkten Rechte Sympathie und Opfer zu bringen, um es wieder herzustellen; Sie haben ein Gefühl für das Recht, Sie werden mit dem Siege über das Unrecht die Wiederherstellung der Rechtsverhältnisse im Fürstenthume feiern und mit mir, auf dem wieder eingenommenen Platze der öffentlichen Ehre, die Huldigung der Gerechten empfangen. Sie kennen meine Absichten, ich vertraute Ihnen an, was mein erzwungenes Privatleben beschäftigen wird. — Ich bitte um eine Entschließung; in Ihrer Hand liegt es, mich glücklich und in meinem Wirken stark zu machen. Mit Verehrung

von Heimburg.""

Die Baronin hatte mit wechselnden Empfindungen diesen Brief gelesen; in ihrer Miene spiegelten sich die Blitze und Schatten des gewitterhaften Sturmes ihrer Seele; zu keiner ungünstigeren Zeit hätte dieser Brief eintreffen und ihr innerstes und äußeres Leben ansprechen können. Nachdem sie gelesen und die Hände mit dem Papier in den Schooß gelegt hatte, sah sie einige Zeit unbeweglich in die weite Luft. Plötzlich, von der Unruhe ihrer nervösen Aufregung getrieben, sprang sie empor, barg den Brief in ihrem Busen und eilte in den Park hinab, in die einsamste, entlegenste Gegend, der Tochter ausweichend, welche seitwärts über einen Rasen gebückt stand, um wilde

Blumen zu sammeln. Bald kehrte die Baronin auf anderem Wege in die Nähe des Glashauses zurück und schlüpfte hinein, als sie die Tochter mit dem Gärtner gegen die Villa zurückschreiten sah. Ihre Wangen glühten, sie hatte ein leidenschaftlich schönes Ansehen; alle Elemente ihrer Natur stürmten durcheinander, noch konnte sie zu keinem klareren Gedanken gekommen sein. Nachdem sie den Gang zwischen den tropischen Gewächsen zwei Mal zurückgelegt hatte, warf sie sich auf die Rohrbank nieder, wo gestern Herr von Heimburg länger als eine Stunde seinen Gedanken nachgehangen und vergebens durch ein Buch Zerstreuung gesucht hatte. Hier fand sie allmählig einen Schwerpunkt in den wogenden Vorstellungen und Gefühlen.

„Was fordert dieser Mann?“ dachte sie; „Alles, Alles, mein Leben, meine Neignngen, Hoffnungen, meine Freiheit, mein Vermögen! Was bietet er mir? Ein Stillleben, einen Namen, der ohne Einfluß, von mächtigen Personen gehaßt, ohne Klang und Zukunft ist! Ein entsetzter und verfolgter Mann ladet mich ein, sein Schicksal zu theilen. Der Verstandesmensch kann kein Weib aus Leidenschaft lieben, er ist ehrlich genug, mir zu sagen, daß er mein Vermögen nöthig habe, um seine politischen Zwecke zu verfolgen. Gegen wen? Den Grafen? Sollte dieser Mann den Vor-

wurf und den Haß verdienen? — — — Heimburg ist gut, er ist ein Ehrenmann, ein guter Freund und Rathgeber; — — er hat mir sein Vertrauen geschenkt — dieser Brief ist an meine Discretion gerichtet — aber hat er mich nicht gewaltsam dadurch zur Genossin seiner Partei gemacht? — — Ich bin ihm Dank schuldig, er hat wie ein Bruder für mich gesorgt, hat mir dieses Gut angenehm zu machen gewußt; aber Dank, Freundschaft, Vertrauen giebt kein Recht auf meine Liebe; — Der Mann ist ja sonst so einsichtsvoll! — Ich muß ihn sprechen, muß ihm das verständlich machen, will — — ja, sogleich; ich weiß nicht, ob ich später den Muth und die Stimmung dazu haben werde!" — Die Baronin stand schnell auf und schritt aus dem Glashause; der Papagei rief ihr ungehört nach, gewohnt, die erste Schmeichelei der Gebieterin um diese Vormittagszeit zu empfangen. Im Parke befand sich eben Niemand, der die erregte Frau hätte belästigen können; unter dem Portale saß Adele, in einem Buche lesend. Deren Frage: „Wo warest Du?" nur hastig erwidernd, stieg die Baronin in die Beletage und erreichte ihr Zimmer. Ihre Glocke erklang; die Kammerfrau trat ein.

„Es soll ein Bote in's Dorf gehen," befahl sie, „und in der Posthalterei anfragen, ob Herr von

Heimburg noch anwesend sei; ist er es, so lasse ich ihn einladen, sogleich zu mir zu kommen."

So geschah es; sie zog den Brief aus dem Busen und sah, ohne zu lesen, hinein. „Es soll nichts in meinen Händen bleiben, was ihn beschämen, nichts, was ihn compromittiren könnte; ich will nichts besitzen, was mich zur Eingeweihten seiner politischen Pläne kennzeichnen würde, wenn jemals ein fremdes Auge diese Zeilen läse; ich will keine Partei gegen den Grafen und dessen einflußreichen Freunde sein; ein Weib muß neutral bleiben; das deutete Rottorff gestern so zart durch sein Benehmen an. Ich will den Brief an den Schreiber zurückgeben, das sei ein Beweis meines erwiderten Vertrauens."

Sich auf die ernste Unterredung mit Herrn von Heimburg vorbereitend, schritt sie noch langsamen Ganges und mit der Miene unruhigen Sinnens und Erwartens durch ihr Zimmer, als die Kammerfrau die Nachricht des zurückgekommenen Boten brachte, daß der Herr Oberregierungsrath schon früh nach Severn zurückgefahren sei. Dies verstimmte die Baronin sichtlich, sie hatte sich eben jetzt in der rechten Stimmung gefühlt, dem Freunde die Grenze zwischen ihrer Achtung und Liebe zu bezeichnen; in dieser Stimmung setzte sie sich an den Schreibtisch und ergriff die Feder. Die flüchtigen, aber mit sicherer Hand geschriebenen Zeilen

lauteten: „Herr von Heimburg! Ich schätze Sie zu hoch, um Ihnen auf Ihren, heute Morgen empfangenen Brief eine schriftliche Antwort zu geben; ich muß persönlich mit Ihnen sprechen und bitte Sie, mir baldigst dazu Gelegenheit zu verschaffen."

Nun zog sie die Glocke und befahl der Kammerfrau, eine brennende Kerze zu bringen. Sie versiegelte den Brief mit dem Wappen ihres Ringes und übergab ihn der Dienerin, um ihn nach dem Gasthofe bringen zu lassen, wo die täglich anhaltende Landpost ihn mitnehmen werde. Kaum aber hatte die Kammerfrau die Treppe erreicht, als die Glocke der Baronin sie wieder zurückrief. „Gieb mir den Brief," befahl sie, „ich habe noch etwas nachzutragen." Es hatte sie, als der Brief aus ihren Händen war, eine plötzliche Muthlosigkeit überfallen, die sie in ihrem Entschlusse schwankend machte; sie mochte fürchten, daß in der Stunde, wo Herr von Heimburg nach zwei oder drei Tagen erscheinen würde, sie vielleicht nicht die Stimmung haben könne, in welcher sie die Einladung zur mündlichen Unterredung geschrieben hatte. „Ich will es dem Zufall überlassen," dachte sie, „Heimburg wird wiederkommen; es eilt ja auch meine Antwort nicht."

Sie barg ihren Brief in dem Schreibtische und nahm das Schreiben Heimburg's in die Hand. Mit

einer träumerischen Miene und Bewegung näherte sie den Brief der Flamme der vor ihr stehenden, noch brennenden Kerze; doch in dem Momente, wo das Papier den Rand der Flamme berührte, zog sie die Hand erschrocken zurück, warf den Brief zu dem ihrigen in den Schreibtischverschluß, nahm deu Schlüssel zu sich und stand auf, um ihrer unruhigen Stimmung durch Umhergehen zu genügen.

Im Vorübergehen suchten die Blicke ihre eigene Gestalt im Spiegel, sie blieb einige Male vor demselben weilen und schien sich mit einer stillen Befriedigung zu prüfen; ein stolzeres, jugendlicheres Gefühl leuchtete aus ihrer Miene; sie mochte sich überzeugt haben, daß ihre dreißig Jahre spurlos an ihrer Schönheit vorübergeeilt waren. In dem erhöheten Gefühle ihres Werthes erwachten neue Gedanken über ihre Gegenwart und steigerten sich zu halblauten Betrachtungen, die sie so sehr absorbirten, daß sie nicht bemerkte, wie die Kerze noch fortbrannte und deren Flamme ohne Schein im Sonnenlichte erblich.

„Bin ich nicht eine Thörin?“ flüsterte es von ihren Lippen. „Wie kann die flüchtige Erscheinung des stolzen, den höchsten Lebenskreisen angehörigen Grafen mich so beschäftigen? Wie könnte ihm, dem stattlichen, reichen Manne, dem hundert Weiberherzen offen stehen, eine Landedelfrau, eine Wittwe, eine

Mutter, mehr Interesse abgewinnen, als das, der Galanterie einige Opfer des Anstandes zu bringen! Wollte er mich wohl nur in meiner Einsamkeit unterhalten? Was kann ihm daran gelegen sein, ob ich in der Residenz die Freuden der Gesellschaft genieße, ob ich dort ihm begegne? Was kann ich ihm werth sein in der Mitte der Damen, die den königlichen Hof zieren? — Wie leichtgläubig doch ein Weiberherz auf Schmeicheleien horcht, wie gern es bereit ist, sich einflüstern zu lassen, daß es ohne Huldigung der Welt gelangweilt sei! Bin ich es denn? Seit gestern, ja, aber es ist doch nur eine vorübergehende Stimmung, eine Laune, der ich mich vor den Augen meiner Tochter schämen sollte."

Es entstand eine längere Pause. Sie trat an das Fenster und sah in den Garten nieder. Der umgeworfene Granatbaum, den der gestrige Gewittersturm geknickt hatte, lag im Bereiche ihres Blickes; sie sah längere Zeit darauf. „Ein halbes Dutzend will er mir schicken?" flüsterte sie, „meine Passion für die moderne Tropenflora will er mit reicherer Auswahl unterstützen? — Hm, galante, hofmännische Reden; der Weltmann von dem feinsten Anstande wird gewußt haben, daß ich sein Geschenk nicht annehmen kann. O, ich Närrin, ich eitles Weib! Während ich eine lange Nacht hindurch meiner überreizten Phantasie

freien Lauf ließ, während ich in mir die Worte des Grafen nachklingen hörte, hat er sie längst vergessen und ganz anderen Eindrücken Raum gegeben. — Aber weshalb kam er hierher? Wollte er sich nur die Zeit vertreiben, die ihm auf Horstenbeck der alte Forstmeister nicht ausfüllen konnte? Ja, ja, so ist es; fort, thörichte Gedanken einer nervösen Unruhe; es ist schön und friedlich hier, ich will mir den Frieden dieses Stilllebens nicht trüben lassen; Heimburg mag Recht haben, ach! hätte ich ihm doch erst begreiflich gemacht, daß ich mich nie wieder vermählen werde."

Als ob sie den Traum, der sie seit gestern gequält hatte, durch die volle Wirklichkeit verscheuchen wollte, so eifrig öffnete sie das Fenster, athmete die sonnige Luft ein, trat dann zurück, bemerkte das brennende Licht, blies es aus, als sollte damit auch der Traum erlöschen, und eilte unter das Portal des Hauses hinab, wo Adele noch saß und las. Hier ließ sie sich nieder, nahm ihre Handarbeit wieder auf, beantwortete die Frage der Tochter: „Fühlst Du Dich wohler, Mama?" mit den hastigen Worten: „Sehr wohl!" und Adele blickte sie überrascht an, weil ihr der Ton ungewöhnlich scharf und fremd klang.

Obgleich die Baronin versicherte, sich sehr wohl

zu fühlen, so zweifelte doch Adele daran, und die Kammerfrau beklagte sich bei dem anderen Dienstpersonal über die Launenhaftigkeit der Gebieterin, welche, ganz gegen ihre frühere Milde, sehr streng, befehlerisch und in ihrer Toilette so veränderlich und wählerisch geworden sei, daß ihr nichts jugendlich genug erscheine, obgleich doch kein Besuch komme.

So vergingen vier Tage. — Einige Male hatte Frau von Mingerode gefragt, ob Herr von Heimburg nicht in der Posthalterei, wie sie das Wirthshaus im Dorfe bezeichnete, eingetroffen sei; der Gedanke an die unvermeidliche Unterredung mit ihm schien sie zu bedrücken. Am Morgen des fünften Tages, vier Tage vor dem Pfingstfeste, fragte sie die zur Toilette eintretende Kammerfrau, ob etwa Diebe im Garten während der Nacht gewesen seien, sie habe ein ungewöhnliches Geräusch vernommen, auch die Stimme des Gärtners zu hören geglaubt. Die Kammerfrau schien erst auf eine Antwort nachsinnen zu müssen; „ich habe fest geschlafen und nichts gehört, auch noch nicht mit den Leuten gesprochen," erwiderte sie, doch lächelte sie hinter dem Rücken der Herrin, als sie ihr den schönen, blond-braunen, seidenglänzenden Haarschweif lösete, um die Frisur zu beginnen.

Als später Adele in das Zimmer trat, um zu fragen, ob sie das Kaffeefrühstück im Wohnraume der

Mutter, oder unter dem Portale serviren lassen solle, wagte die Kammerfrau die schöne, milde Luft zu rühmen. „Unter dem Portale," befahl die Baronin, der Kammerfrau schnell das Wort abschneidend, aber sichtlich gedankenlos. Adele lächelte der Kammerfrau vergnügt, doch heimlich zu und eilte mit kindlicher Eilfertigkeit hinaus, um dem Diener den Befehl der Mutter zu überbringen. Kaum hatte die Kammerfrau sich, nach letzter Hand an der Toilette, entfernt, als Adele zurückkehrte, um die Mutter abzuholen.

„Woher diese Eile?" fragte die Baronin, als die Tochter ihre Hand faßte.

„O, komm' nur," sagte das Kind, „es ist so schön unten."

Die Baronin stutzte, als sie unter das Portal trat. „Was ist das? Woher?" fragte sie leidenschaftlich.

„Alles ist diese Nacht geschehen, liebe Mama; ich war schon unten, ehe ich zu Dir kam; die Kammerfrau legte mir Stillschweigen auf, Du solltest überrascht werden, — o, das hat der gute, liebe Herr von Heimburg gethan!"

Frau von Mingerode blickte mit gerötheten Wangen rings um; Freude und Mißbehagen wechselten in ihrer Miene, der Name Heimburg hatte sie in der angenehmen Ueberraschung nachdenklich gemacht. Sechs

der schönsten Granatbäume, dazwischen Cedern von seltenem Wuchs, fremde, noch nie gesehene Mimosen und Pflanzen mit riesigen Blättern, die wie von grünem Porzellan künstlich gemacht, aus violettem, saftigen Schafte sich ausbreiteten, phantastische Blumen, die wie tropische Schmetterlinge sich an den Ranken wiegten, hatten das Portal in eine Grotte verwandelt, welche, im Contraste mit der deutschen Flora des Parkes, die Phantasie tausende von Meilen weit in die central-amerikanische Natur versetzte. Die Baronin sah das Alles mit Schweigen an. Der Kammerdiener erschien mit dem dampfenden Kaffeeservis, listig die Wirkung auf die überraschte Frau beobachtend.

„Woher kommen diese Pflanzen? Wer hat dies gethan?“ fragte sie plötzlich so heftig, daß der Diener, gleich Adelen nicht wußten, ob Anerkennung oder Unwille fragte.

„Gnädige Frau; ein unbekannter Mann erschien gestern Abend spät auf dem Gute und theilte dem Gärtner mit, daß er von einer hohen Person den Befehl erhalten habe, hier heimlich, während der Nacht, die Pflanzen, womit er im Wirthshause des Dorfes eben eingetroffen sei, aufzustellen; einer der Bedienten erinnerte sich, daß der Herr Graf bei seiner Abfahrt gesagt habe, er werde ein halbes Dutzend Granatbäume schicken; und so war es auch, der Mann

gab sich als Gärtner vom Gute Oberhaus zu erkennen, und er hat mit seinem Knechte und unserem Gärtner diese Nacht Alles hergestellt."

„Graf Rottorff?" rief Adele verwundert, aber ein strenger Blick der Mutter hieß sie schweigen.

„Ich erinnere mich, einige tropische Gewächse gelegentlich bestellt zu haben; der Herr Graf ist sehr pünktlich," sprach sie kühl und setzte sich zum Dejeuner nieder, ohne die nächste Umgebung weiter zu beachten.

„Aber Mama," sagte Adele, als der Diener in das Haus gegangen war, „Du freuest Dich ja gar nicht über die Pflanzen."

„Soll ich jubeln und hüpfen wie ein Kind? Etwa die Dienerschaft und das Dorf zum Schauspiele meiner Freude herbeirufen?" sprach sie streng. Hätte das Auge der zwölfjährigen Tochter schon den psychologischen Blick der Erfahrung besessen, so würde es erkannt haben, daß in dem Gemüthe der Mutter ein innerer Sturm mit gewaltsamer Selbstbeherrschung zurückgehalten wurde; die Leidenschaft ihrer Brust hüllte sich in eine kalte Strenge gegen sich selbst ein; das selbstvergessene Schweigen verrieth, daß ihre Gedanken um so lauter redeten. Sie genoß wenig, erhob sich plötzlich und bannte ihre Tochter mit dem befehlenden Worte: „bleibe!" an den Tisch; dann ging sie schnell in den Garten. Das Bedürfniß, allein zu

sein, hatte sie fortgetrieben und trieb sie weiter gegen das, von Gebüschen halbverdeckte Glashaus hin. Eine neue Ueberraschung erwartete sie hier, von der auch Adele keine Kenntniß hatte; in der Mitte des Hauses, wo die Bambusbank das Ziel ihres Ganges sein sollte, waren zwei blühende Orangenbäume und eine schöngefiederte Palme aufgestellt. Hier überließ sie sich unbelauscht und sich mit ihren Empfindungen allein wissend, dem Eindrucke der Ueberraschung und Freude. „Von ihm!“ flüsterte der glückliche Mund. „Ha! so habe ich mich nicht in ihm getäuscht, seine Huldigung ist Wahrheit! O, welch' ein Mann!“ Sie küßte in der Gluth ihrer Erregung die Spitze des zu ihr sich neigenden Palmwedels; ihre Augen strahlten, ihre Wangen waren heiß in der Hingebung an die Phantasiewelt, welche die geschmeichelte, weibliche Natur den befriedigten Gefühlen öffnete. Längere Zeit verweilte sie hier in süßen Träumereien. Als sie dann mit gemäßigteren Empfindungen nach der Villa zurückkehrte, blieb sie, von Adele noch nicht bemerkt, in einiger Entfernung vor dem Portale stehen und weidete sich an der tropischen Grotte. Dann trat sie näher und nahm in derselben Platz, freudig und gesprächig, als fühle sie jetzt erst das Recht des Besitzes.

Den Tag über war sie jedoch in jenen Zustand nervöser Unruhe zurückgefallen, der sie in der Nacht

und am Tage nach des Grafen Besuche aus ihrer gewohnten Stimmung gerissen hatte. Der Brief des Herrn von Heimburg schien vergessen zu sein, wenigstens lag derselbe neben dem zurückgehaltenen Erwiderungsschreiben unangesehen in ihrem Schreibtische.

Am anderen Tage, zur Nachmittagszeit, als die Baronin eine Fahrt in die Umgegend gemacht hatte, da ihr die Grenzen des Gutes zu eng erschienen, meldete ihr die Kammerfrau, daß ein Packet nebst Brief von der Post geschickt worden sei, welches sie in das Boudoir der gnädigen Frau gelegt habe. Der erste Gedanke, daß Herr von Heimburg der Absender, daß er gar persönlich im Gasthofe eingetroffen sei, erschreckte sie und ließ sie gleichgültig gegen die Sendung erscheinen. Erst, nachdem sie ihre Toilette für einen möglichen Empfang des Heimburg geändert hatte, blickte sie die Adresse an. Die Handschrift war ihr unbekannt; das Packet, sauber in Wachstaffet, von unverkennbar geübter Hand eingeschlossen, schien einen kleinen Kasten zu enthalten; der Zweifel, ob sie das Packet öffnen, oder zuvor den Brief lesen sollte, verzögerte Beides. Nur zufällig heftete sich ihr Blick auf das Siegelwappen, das ihr unbekannt war; ein, mit halber Leibeslänge uber die Mauerzinne hervorragender Löwe; — das war nicht Heimburg's Siegel; mit dem Muthe einer freiwilligen Selbstbetäubung er=

brach sie das Couvert, entfaltete sie das glänzende, duftige Papier. Sie zitterte, erblaßte und erröthete, schritt mit wogendem Busen, das Lesen des Briefes fürchtend, durch das Zimmer und schien erst den schwankenden Muth wieder befestigen zu müssen. Nunmehr schob sie den Riegel vor die Thür, um nicht von Tochter oder Dienerin überrascht zu werden, dann ließ sie sich in ihren Sessel nieder und las erregt, glühend, bald in Selbstvergessenheit versinkend, bald stolz und selbstbewußt sich mit leuchtenden Augen höher in die Brust werfend.

Der Brief enthielt männlich stolze, aber inhaltsvolle und wohlberechnete Zeilen.

„„Verehrungswürdige Frau Baronin! Ihrem reichen Herzen und Verstande unterwerfe ich die Beurtheilung, die Verzeihung oder Erhörung dieser Worte; wo sich höhere Gewalten in menschliche Verhältnisse einmischen, da tritt die kalte Form der Etikette, womit die verhüllten Gefühle sich umkleiden, bescheiden zurück, um dem Himmlischen die Sprache der Seelen zu überlassen. Ich glaube an ein Fatum und an die unabänderliche Schicksalsmacht, die der Mensch, weil er oft sie und sich selbst nicht versteht, mit dem nichtssagenden Namen Zufall bezeichnet. Ein solcher Zufall führte mich vor einigen Tagen zu Ihnen, gab mir Gelegenheit Sie zu bewundern, zu

verehren. Der Eindruck, den Sie auf mich machten, ist ein unvertilgbarer, ist die Bestimmung meines Schicksals. Auch Sie hat die Vorsehung in die Ihnen unangemessene Einsamkeit geführt, um hier Ihrem schöneren Lebensrechte aufbewahrt und von der Stimme des Lebens aufgerufen zu werden, Glück zu geben und zu empfangen. So redet die Liebe, die Ueberzeugung zu mir. Ich biete Ihnen die Hand, um Sie auf den rechten Boden Ihrer Schönheit und natürlichen Bestimmung zu führen; ich biete Ihnen ein Herz voll Anbetung, ein glänzendes Leben in der Residenz, am Hofe, in der Gesellschaft, deren Huldigung Ihrer Vorzüge mein Stolz ist. Entschließen Sie sich mit Vertrauen auf die Rechte Ihrer Schönheit und Tugend, auf die Stimme, welche Sie dazu aufruft, eine Gräfin Rottorff zu werden, eine frische Lebensrose in dem alten Geschlechte, das mir die historische Pflicht auferlegt, nur durch das Edelste und Schönste den ehrwürdigen Namen der Rottorff zu schmücken. Die Bilder meiner Ahnen schauen segnend auf mich nieder, indem ich dieses schreibe. Wer ich bin, wo ich stehe, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen; eine Gräfin Rottorff wird stets die erste neben den Fürstinnen sein. Ich sende Ihnen, herrliche Frau, die Gräfinnenkrone; nehmen Sie sie an, schmücken Sie damit Ihr schönes Haupt, treten Sie damit als Königin der Anmuth vor die Welt!

Die Stimme des Fatums sagt mir, daß Sie dieses Emblem und Diadem Ihrer Würde bald vor den edelsten Frauen des Hofes als Staats= und Ehrendame der Königin tragen werden. Ich erwarte keine Antwort, aber am Tage vor Pfingsten werde ich persönlich vor Ihnen erscheinen und das Urtheil Ihres schönen Mundes erfahren. Stolz, schön und entschlossen liebe ich das Weib, welchem ich huldige.""

Die Wirkung dieses Briefes auf die Stimmung und den Kern des Gemüthes der Baronin war eine gewaltige, der Absicht des scharf in die Schwächen der Menschennaturen blickenden Grafen entsprechende. Alles, was an Lebensdrang, Stolz, Eitelkeit und Schönheitsgefühl in der Baronin Wesen lag und schon durch das erste Erscheinen des Grafen aus der erzwungenen Selbstverleugnung aufgeweckt und in eine tumultarische Fluth von Verlangen und Schwankungen gerathen war, erhielt jetzt plötzlich eine bestimmte, strömende Richtung. Stolz und selbstbewußt, wie eine, mit der fürstlichen Würde rivalisirende Ehrendame des Hofes erhob sie sich und schritt durch das Zimmer, die eigene Gestalt im Spiegel prüfend; dann öffnete sie mit fester Hand und ungeduldiger Erwartung das Packet. Ein Kästchen von polirtem Cedernholz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt, strahlte ihren leuchtenden Augen entgegen; sie schloß es auf und weidete sich

sich einige Secunden lang an dem goldenem Diadem in Gestalt einer Grafenkrone, deren neunfache Spitzen mit funkelnden Brillantenrosen geziert waren; in der mittleren durchbrochenen Zacke erhob sich der Rottorff'sche goldene Löwe über rothemaillirter Mauerzinne. Wie konnte ein schönes, eitel gemachtes Weib der Reizung dieses bedeutungsvollen Schmuckes widerstehen, der nicht nur Putz, sondern das Symbol einer höheren Würde und Lebensstellung war! Mit glücklicher Gefallsucht hob sie das Kronendiadem aus dem violetten Sammet des Kastens hervor, weidete sich am Gefunkel der Brillanten und trat vor den Spiegel, um mit eigener Hand das Haar mit der Krone zu schmücken. Auch ein fremdes Auge würde eingestanden haben, daß die Frau in diesem Schmucke unvergleichlich schön und königlich erschien; sie mußte das selbst fühlen, denn sie nahm eine immer stolzere Haltung an. In sich selbst versunken blieb sie vor dem Spiegel stehen.

Da griff eine Hand an die Thür. Die Baronin fuhr zusammen und rief mit schreckenhafter Zerstreuung: „Wer? Was? Wer ist da?" Die Stimme der Kammerfrau antwortete: „Herr von Heimburg läßt sich melden."

Ein neuer Schreck fuhr durch die schöne Frau, deren Wangen tief roth und deren Züge der Bestürzung von Unwillen durchzuckt wurden. Mit der Krone auf

dem Haupte sprach sie verwirrt und hastig: „Ich fühle mich nicht wohl, heute nicht, entschuldige mich, ich werde ihm schreiben!“ — Horchend stand sie in der Mitte des Zimmers, dem sich entfernenden Schritte der Kammerfrau im Vorsaale nachlauschend. Ein Blick in den Spiegel verrieth ihr die eigene, ängstliche, horchende, erhitzte Gestalt mit dem strahlenden Diadem ihrer stolzen Erhebung auf dem Haupte; der eigene Anblick demüthigte und kränkte sie; voll unwilligen Stolzes warf sie sich in die Brust, sah fest, herausfordernd, als wollte sie die Erinnerung an ihre frühere, rathlose Erscheinung tilgen und sich selbst die Anerkennung ihrer Hoheit abzwingen, ihr eigenes Spiegelbild an und schritt dann erst an den Tisch, um den Schmuck abzulegen und Kasten nebst Brief in ihrem Schranke zu verschließen.

In den Verdruß über die Störung ihrer eitlen Lust hatte sich ein bitteres Gefühl gegen den Störer gemischt; daß der Name „Heimburg“ sie hatte außer Fassung bringen, sie mitten in dem Selbstgefühle ihres Werthes und ihrer Würde zu der demüthigenden und furchtsamen Erscheinung herabdrücken können, welche sie, mit dem stolzen Diadem im Haar, als ihr eigenes Spiegelbild überrascht hatte, das entrüstete sie und rief den ersten Groll gegen Herrn von Heimburg in ihrem Gemüthe wach. Sie fühlte sich erniedrigt durch

ihn, indem er, ohne es zu ahnen, sie vor seinem Namen erschreckt hatte, sie sah einen Feind ihrer höheren Lebensstellung und schwärmenden Phantasiebilder in ihm, einen Mann, der sich ihre Dankbarkeit erworben habe, um sie an seine eigene, glanzlose Zukunft zu fesseln.

Als sie die Thür entriegelt hatte, setzte sie sich auf das Sopha, stützte das heiße, übelgelaunte Haupt und sann.

Einige Zeit nachher trat Adele in das Zimmer.

„Laß mich allein, Kind, ich leide an Kopfschmerz," sprach die Mutter.

„Liebe Mama, eben sah ich Herrn von Heimburg aus dem Garten gehen; war er etwa bei Dir?"

„Laß mich allein; Dein Geplauder belästigt mich," sagte sie heftiger. Adele ging befangen fort.

Es verging eine Viertelstunde, in welcher die Baronin unbeweglich saß. Plötzlich sprang sie auf, nahm vor dem Schreibtische Platz, ergriff mit entschlossener Haltung Briefbogen und Feder und schrieb auf das glänzende Papier die Anredezeile: „Eure Hochwohlgeboren;" hier blieb die eilige Hand halten; die Gedanken, welche hastig in die Feder hatten fließen wollen, stockten. Verdrießlich sprang sie, die Feder niederwerfend, auf und schritt mit wachsendem Stolze durch das Zimmer. Es schien, als müsse sie sich erst

den Muth zu dem im Beginne der Ausführung wankend gewordenen Entschlusse wieder sammeln. Ruhiger und sicherer setzte sie sich von Neuem vor den Schreibtisch und fuhr fort: „„Eure Hochwohlgeboren will ich nicht länger in Zweifel lassen; ich fühle mich durch Ihren unerwarteten Brief unangenehm berührt; ich glaubte mich stark genug, Ihnen das mündlich zu sagen, aber wir wollen uns gegenseitig nicht in Verlegenheit setzen. Es gehört erst längere Zeit dazu, um das Unangenehme zu vergessen und einen unbefangenen, persönlichen Verkehr fortsetzen zu können. — Helene von Mingerode.““

Mit einer Hast, als könne abermals der Entschluß wanken, faltete und versiegelte sie das Schreiben, zog die Glocke und reichte abgewandten Gesichtes der Kammerfrau den Brief mit den kurzen Worten: „Sogleich nach der Posthalterei!“ Dann, als sie sich wieder allein sah, athmete sie tief auf und schien eine Last von der Brust gewälzt zu haben.

Herr von Heimburg, der gleich nach seiner Ankunft von Severn nach dem Gute gegangen war, hatte sofort die tropische Ausschmückung der Portalhalle bemerkt und ehe er sich anmelden ließ, den nächsten Bedienten nach dem Urheber dieser Veränderung gefragt; als er den Namen des Grafen erfuhr, gewann das sonst ruhige Gesicht einen leidenschaftlichen Ausdruck.

„Melden Sie mich, melden Sie mich!“ stieß er heftig hervor, indem er auf die fremden Gewächse stierte. Etwas verlegen kehrte der Diener zurück, dem Herrn die ungewöhnliche Antwort bringend, welche die Baronin der Kammerfrau gegeben hatte. Schmerz und Zorn hielten in gegenseitiger, lähmender Wirkung aufeinander den Mann unbeweglich am Boden fest und machten ihn stumm. Erst nach einigen Secunden schritt er, den verlegen ihn anblickenden Diener nicht beachtend, den Weg aus dem Garten nach dem Dorfe zurück, den er gekommen war.

Wir haben schon von verschiedenen Personen sagen hören, daß Herr von Heimburg ein berechnender Mann und vortrefflicher Jurist sei; auch jetzt trat der letztere in seinem Charakter heraus und bestimmte seine fernere Handlungsweise. Obgleich Groll gegen die Baronin und tiefer Haß gegen den Grafen sein Gemüth erfüllte, so war er doch kein leidenschaftlicher Mann, der seine, wenn auch momentan aufwallenden Gefühle nicht dem vorwaltenden Verstande untergeordnet hätte. Daß er hier mit einer Intrigue des Todfeindes, des Grafen Rottorff, und mit einer, den Netzen der Schweichelei und Eitelkeit anheimgefallenen Frau zu thun und sich in dem wahren Charakter derselben getäuscht habe, das war ihm klar geworden, aber diese kränkende und seine Hoffnungen zertrümmernde Erfahrung regte ihn

nicht zu Gemüthsbewegungen auf, sondern gab seiner Verstandesrichtung nur eine rücksichtslosere Schärfe und Entschiedenheit. Nur Eins konnte sein Gefühl erbittern und reizen, der Gedanke nämlich, daß sein Brief, den er in einem zu großen Vertrauen auf die Dankbarkeit der Baronin geschrieben hatte, von dem Grafen mit dem Hohnlachen eines siegreichen Nebenbuhlers gelesen werden würde; das ertrug sein Ehrgefühl nicht und mischte in den Groll gegen die Baronin die Gehässigkeit.

Als er in seiner Stube im Gasthofe angelangt war, ließ er den Wirth und Posthalter rufen und fragte diesen, ob in diesen Tagen Besuch auf Mingen gewesen sei. „Nein,“ erwiderte dieser, „aber ein Wagen voll prächtiger Gewächse hat bei mir gehalten, der von dem Gute Oberhaus kam; doch sah ich, daß an mehren Kasten eine Krone eingebrannt stand, als wäre es fürstliches Eigenthum; habe mir gedacht, das vielleicht die Orangerie des hochseligen Fürsten in Severn unter den Hammer gebracht wäre und die gnädige Frau davon gekauft hätte. Auch traf heute ein expresser Landbote aus dem Postamte zu Almförde hier ein, der Brief und Packet an die Baronin abzuliefern hatte; es war ein Werthstück mit 400 Thalern angeblich declarirt.“

„Lieber Scheele,“ sprach nach einigem Sinnen

Herr von Heimburg, „ich weiß, daß Sie ein guter Patriot, ein Anhänger der alten, fürstlichen Regierung sind."

„Gewiß, Herr Oberregierungsrath, und auch zeitlebens Ihnen dankbar und ergeben, denn ich werde es niemals vergessen, daß Sie vor zwei Jahren mir die Concession zur Gastwirthschaft und das Postrelais zugewendet haben, wodurch ich wieder, nach der schlimmen Kriegszeit, wo ich Haus und Inventar verlor, auf einen grünen Zweig gekommen bin. Ich hätte Feuer schreien mögen, als es hier ruchbar wurde, daß Sie durch die Obervormundschaft um die Landesregierung gekommen sind. Aber so, wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben und alle Bauern im Fürstenthume stehen bei Ihnen."

„Reden wir davon nicht weiter."

„Nun ja, man weiß auch nicht, ob nicht überall Spione lauern; der Herr Oberregierungsrath werden nun sich dieses Gutes recht annehmen können, man kennt es kaum wieder seit einem halben Jahre. Der Verwalter sagt auch, daß es eine Musterwirthschaft wäre, und er von Ihnen noch viel lerne."

„Sie könnten wohl einen Boten zu dem Verwalter schicken, daß er hierher komme."

„Augenblicklich; erlauben Sie, daß ich gleich —"

„Hören Sie erst, lieber Scheele, es ist mir Ihre Hülfe von Nöthen.“

„Befehlen Sie, ich möchte Alles für Sie thun, aus Dankbarkeit und Verehrung.“

„Ich habe Grund zu fürchten, daß gewisse Feinde des alten, fürstlichen Regimentes ein Auge auf das Gut Mingen geworfen haben.“

„Gott bewahre uns!“

„Sie müssen, mit größter Verschwiegenheit gegen Jedermann, ein scharfes Augenmerk auf Alles haben, was auf dem Gute vorgeht und mir jedes Ungewöhnliche melden.“

„Jawohl, prompt; aber was will man denn?“

„Das weiß ich selbst noch nicht; vielleicht Geld und Gut ebenso, wie das fürstliche Eigenthum bevormunden.“

„Aber Sie sind ja der rechtmäßige Vormund des jungen Fräulein und das Gut ist ja ihr väterliches Erbtheil, das der selige Major — — Gott, was für Geschichten sind das jetzt in der Welt!“

„Wenn Sie unter der neuen Regierung Ihre Posthalterei und Concession nicht verlieren wollen, so dürfen Sie sich nicht als Anhänger des alten Regimentes, mithin nicht als mir ergebenen Mann kund geben. Mir liegt aber daran, in der unmittelbaren

Nähe des Gutes einen treuen Beobachter zu haben, denn ich werde seltener hierher kommen können."

„Der Himmel beschütze uns. Also man soll nicht mehr vom Wohlthäter des Landes sprechen?"

„Erörtern wir das nicht; also, Scheele, ich kann mich auf Sie verlassen?"

„Bei meiner Seligkeit, bei Leib und Leben!"

„Gut; adressiren Sie Ihre Mittheilungen für mich an den Notar Fabricius in Severn; es wird nicht auffallen, denn er hat viele bäuerliche Processe. Nun lassen Sie den Verwalter rufen."

Als der Wirth sich entfernt hatte, schritt Herr von Heimburg sehr ernst und gedankenvoll durch das Gemach. Während er einige Secunden am Fenster stehen blieb und in die von der sinkenden Abendsonne röthlich beleuchtete Gegend sah, flüsterte er mit scharfem Tone: „Hier lasse ich mich nicht vertreiben, hier hört die Gewalt auf, hier gilt das Recht des Civilgesetzes, der Ausspruch des Gerichtes!" Mit schneller Bewegung setzte er sich dann an das Schreibpult und begann einen Brief.

Er hatte aber noch nicht die erste Zeile vollendet, als der Wirth, einen Brief in der Hand, wieder hereintrat und ihn mit der Bemerkung überreichte, daß derselbe soeben von einem eiligen Bedienten des Gutes gebracht worden sei. Heimburg erbrach das Siegel

der Baronin mit Hast; der sich entfernende Wirth bemerkte noch beim letzten Rückblicke auf den Lesenden, daß dessen Gesicht sich erhitzte. Bald jedoch war die erste Wallung des Blutes der Ruhe eines kalten, verächtlichen Ernstes gewichen; mit fester Hand wollte er zu schreiben fortfahren, doch die Feder stockte mit dem Gedanken. Seine Miene warde schmerzlich, nachdenkend, finster, seine Haltung schlaffer. „Ach!" sprach er mehr innerlich, als hörbar, „so bleibe ich ein mittelloser Mann, meinen Feinden gegenüber!" Plötzlich, als sei er über die Schwäche des Verzagens entrüstet, hob sich seine Haltung, befestigte sich seine Miene in den Zügen des überlegenen Selbstgefühls; „Hier in Deinem Kopfe, hier in der Brust hast Du ein unerschöpfliches Arsenal von Waffen, Verstand, Rechtsmitteln und grollendem, unversöhnlichem Haß; wohlan, kämpfe muthig, auch ohne die Hülfe eines wankelmüthigen, undankbaren Weibes!" Er nahm die Feder wieder auf und schrieb: „„Hochwohlgeborne Frau Baronin! Sie haben Recht, es gehört erst eine längere Zeit dazu, um das Unangenehme zu vergessen, was unser letzter Briefwechsel unerwartet hervorgerufen und den persönlichen Verkehr gestört hat. Um aber das Vergessen zu erleichtern und mich vor einer möglichen Demüthigung zu bewahren, bitte ich Sie um schleunige Rückgabe meines Schreibens, dessen Antwort

mir soeben eingehändigt wurde. Das kann ich von der Erkenntlichkeit einer Dame erwarten, der ich Schützer und Freund war. Dennoch werde ich nicht in der Pflicht erschlaffen, die mir das Testament Ihres Gemahls, des Vaters Adelens, auferlegte und worin ich rechtskräftig bestätigt bin, die Vormundschaft über das Erbtheil der Tochter, die Sorge um das ungeschmälerte Gut, dessen Nießbrauch Sie bis zur Volljährigkeit oder Verheirathung des Kindes, so lange Sie Wittwe sind, besitzen. Indem ich Sie daran erinnere, daß ohne meine Einwilligung nichts auf dem Gute an Boden und Bauten, Contracten, Gefällen, Beständen und Wirthschaft geändert werden darf, bitte ich um nähere Bezeichnung der Weise des Verkehrs, der geschäftlich zwischen uns nicht umgangen werden kann.““

Herr von Heimburg war mit dem Brief fertig, als der Verwalter an die Thür klopfte. Der jugendliche, robuste Mann trat mit Oekonomiepapieren unter dem Arme ein. „Sie haben befohlen, Herr Oberregierungsrath,“ sprach er, in der Meinung, daß er Rechenschaft über die Gutswirthschaft ablegen solle. Er war ein dem Herrn von Heimburg dankbar ergebener Mann, der von ihm engagirt und dadurch in den Stand gesetzt worden war, seine Braut schon im Anfange des Jahres heirathen zu können.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß anderweite Geschäfte mich hindern werden, in nächster Zeit so oft wie bisher nach Mingen zu kommen; ich muß auf Ihre Diensttreue zu mir vertrauen, daß Sie das Gut in dem Stande und der Wirthschaft erhalten, in welcher es sich jetzt befindet; daß Sie nicht die geringste Veränderung in der Oekonomie ohne meine Gutheißung dulden und weder fremde Einmischung, noch Einsicht in Ihre Bücher gestatten; daß Sie um Alles, was nicht in Ihrer Instruction, worauf Sie beeidigt sind, vorgeschrieben ist, meine Meinung schriftlich einholen und mir monatlich einen Abschluß der Ein- und Ausgaben einsenden. Der Lustgarten natürlich bleibt unter dem Gärtner der Baronin außerhalb Ihrer Befugnisse wie bisher."

Der Verwalter gelobte die strengste Diensttreue und Folgeleistung seiner Instruction, knüpfte gleich einige Fragen über Holz- und Wiesenschnitt an und wollte sein Betriebsbuch vorlegen; aber Herr von Heimburg unterbrach ihn mit den Worten: „Lassen wir das jetzt; vertreten Sie mich nur in meiner Abwesenheit energisch und nehmen Sie auf Ihrem Rückgange diesen Brief mit." Er versiegelte das Schreiben an die Baronin, schrieb die Adresse und der Verwalter nahm den Brief in Empfang.

Herr von Heimburg mochte kaum eine halbe Stunde

allein gewesen sein, als der Wirth eintrat und sprach: „Schon wieder ein Brief vom Gute! Werden der Herr Oberregierungsrath bei der Frau Baronin oder hier zu Abend speisen?“

„Hier,“ erwiderte Jener, zerstreut auf den Brief sehend.

„So werde ich in meiner Frau Sonntagsstube sogleich das Mahl herrichten lassen,“ sagte der Wirth forteilend; auf der Treppe schüttelte er den Kopf und murmelte: „Auf dem Gute ist's nicht richtig, ach! was für Sorge macht man dem braven Manne!“

Als Herr von Heimburg das Couvert öffnete, auf das mit fast unleserlich schneller Hand der Baronin seine Adresse geschrieben war, fand er seinen zurückgeforderten Brief darin, ohne eine weitere Begleitungszeile.

## Drittes Kapitel.

## Ein längst erwarteter Besuch auf Deichstedt.

Es war am Sonnabend vor dem diesjährigen frühen Pfingstfeste; die Nachmittagszeit wurde durch die Kirchthurmglocke verkündigt, die vor einigen Minuten sechs Mal angeschlagen hatte. Die Sonne warf vom gerötheten Westhimmel einen glühenden Schein auf die Fenster der Villa im Gutsgarten zu Mingen; die tropischen Gewächse und Blüthen in der Säulenhalle des Portals hatten große Schmetterlinge und goldene Insecten des Gartens herangelockt, welche um die duftenden und farbenreichen Kelche einer südlicheren Natur flatterten und spielten. Eine, im Sonnenlichte spiegelnde Reisechaise, mit zwei edlen Rossen bespannt, hielt in der Nähe der seitlichen Stallgebäude seit etwa einer Stunde; der Kutscher in glänzender Livrée hatte aus Langeweile eine Unterhaltung mit Bedienten und

müssigen Knechten geflogen, welche erst neugierig die kostbaren Rosse, das silberne Geschirr, den modernen, blanken Wagen und das Wappen daran besichtigt und dann den Kutscher unterstützt hatten, die abgekühlten Pferde zu tränken und mit Heu zu füttern.

„Aber warum denn nicht ausspannen?“ fragte Einer.

„Nein!“ antwortete der Kutscher verdrießlich.

„Kommt wohl diesmal nicht von Horstenbeck?“ fragte ein Anderer.

„Nein,“ erwiderte der Kutscher.

„Na, in der Stunde hättet Ihr es Euch auch bequemer machen können.“

„Glaub's.“

„Fahrt Ihr denn nach Severn heute noch?“

„Weiß nicht; vielleicht das ganze Pfingstfest durch Tag und Nacht! Während Ihr im Kruge tanzt, muß ich auf dem Bocke sitzen.“

„Nun, so sagt doch, Brummbär, wie weit seid Ihr denn heute schon gefahren?“

„Von Oberhaus; drei Stunden guten Ritt, links ab von Severn. Wenn ich aber morgen Abend nicht wieder zu Hause bin, so weiß ich auch, daß mir eine andere Livrée Noth thut. Der Kutscher der Baronin hier weiß nicht, wie gut er's hat; wir aber in der Königsstadt müssen bis in die Nacht vor dem Schlosse,

Theater, den Adelshäusern halten und dann noch auf's Fest, wo Jeder sein Vergnügen hat, Reisen machen; das halte der Teufel aus."

„Da solltet Ihr wünschen, Euer Graf bliebe gleich auf's Fest hier; wir tanzen morgen Nachmittag und Abend im Dorfe."

„Brauche Eure Mädel nicht, wenn ich tanzen will; habe selbst eins in der Stadt, das morgen Abend auf mich warten wird. Donnerwetter, wenn ich nicht noch zu rechter Zeit hinkäme! Auf die Pferde will ich hauen, als ob sie aus der Welt laufen sollten!" Er klatschte dabei so laut mit der Peitsche, daß ein Bedienter neckisch meinte: „Das kann der Graf nicht hören; Ihr müßt Euch hinter's Haus unter das Mittelfenster stellen; die gnädige Frau ist mit Eurem Herrn im Salon neben ihrem Wohnzimmer."

„Na," sagte ein Anderer, indem er sich den Kopf scheuerte, „Ihr werdet wohl so lange zwischen Königsstadt und Mingen forcirte Tagereisen machen müssen, bis Ihr das Fahren überdrüssig geworden seid, und unser Kutscher, der jetzt mehr den Stallwagen, als den herrschaftlichen Wagen bespannt, Euren Herrn und unsere Frau gemeinschaftlich fährt."

„Glaub's wohl," brummte der mißlaunige, um sein Pfingstvergnügen besorgte Kutscher.

„Ja," fuhr Jener fort, „richtig ist's nicht auf Mingen. Seit die fremden Bäume dort unter das Portal gestellt sind, ist unsere Frau nicht mehr recht heimisch; sie ist unruhig, langweilig, weiß nicht, was sie will, befiehlt und widerruft, zieht sich an, als wollte sie zu Balle fahren, und geht so stolz durch den Garten, wie eine Königin. Das junge Fräulein weiß auch nicht, wie es daran ist, da die Mutter sich fast gar nicht darum bekümmert und immer für sich sein will."

„Es wäre auch Schade, wenn eine so hübsche, junge Frau hier auf dem Lande verwelken sollte."

„So meinst Du wirklich, Friedrich, daß der Graf —"

In diesem Augenblicke klatschte der Kntscher, der auf den Bock gestiegen war, so heftig mit seiner Peitsche, daß der eben sprechende Bediente vor Schreck verstummte; als er weiter reden wollte, wurde er durch die Stimme des Kammerdieners unterbrochen, welcher unter dem Portal auf der Treppe erschienen war und laut rief: „Vorfahren!" — Sofort hieb der gräfliche Kutscher auf die Pferde und die blitzende Reisechaise rollte auf dem feinen Kiessande knisternd vor die steinerne Treppe. Die Bedienten blieben in der Ecke der Stallgebäude stehen und lauerten mit listigen Blicken auf das Erscheinen des Grafen, der

aber immer noch nicht heraustrat, obgleich der Kutscher ungeduldig die Peitsche knallen ließ.

„Ihr werdet es erleben," sagte Einer zum Anderen, „wir werden auf Johanni gekündigt werden; das Gut wird, wie es Jahre lang war, zugeschlossen werden. Sapperlot, daß Herr von Heimburg sich diesen Goldfisch nicht an die Angel genommen hat! Der Graf macht's schlau und schnell."

„Aber sagte der Kutscher nicht, als er das erste Mal mit dem Grafen und dem alten Forstmeister hier angefahren war, daß sein Herr schon große Kinder hätte und die Leute meinten, er würde ein armes Mädchen längst geheirathet haben, wenn er sich nicht vor den erwachsenen Kindern menagirte?"

„Still, da kommt er! Wie sein Gesicht roth ist und vor Freude strahlt! Einen Ordensstern hat er auf der Brust, wie ein Prinz; der hat sich nicht umsonst ballmäßig für die Reise angezogen; wie er die Aufstellung der fremden Gewächse mit schnellen Augen mustert — da steigt er ein — ein stattlicher Herr! Blitz! Der Kutscher kann kaum abwarten, daß der Wagenschlag zugemacht wird; haut auf die Pferde, als käme er eine Minute zu spät."

Der Graf hatte wirklich auf seine äußere Erscheinung eine besondere Sorgfalt verwendet; er hätte in dieser Toilette zu Hofe fahren können. Eine rosige

Freude leuchtete von seinem Gesichte, als er sich aus dem schnell rollenden Wagen bog und nach den Fenstern der Villa aufsah. Er grüßte mit graziöser Handbewegung hinauf, denn an einem der Fenster stand die Baronin, ebenfalls in der auserwähltesten Toilette, sah mit glücklicher, heißer Miene dem Forteilenden nach und erwiderte den Gruß durch eine Bewegung mit dem Tuche. So lange sie den Wagen sehen konnte, weilte sie am Fenster. Adele trat bald nachher aus dem Glashause des Gartens; es schien, als ob sie hier auf Befehl der Mutter gewesen sei, denn vor länger als einer Stunde war sie dorthin gegangen und erst das Abfahren des Wagens hatte sie wieder in das Freie gelockt.

Der Graf hatte eine Visite nach der Etikette gemacht; das Zartgefühl der Dame sollte nicht im Geringsten dadurch gefährdet werden; deßhalb ließ er nicht ausspannen, es war von keiner Einladung zur Tafel die Rede, dennoch aber war es eine stundenlange Unterredung unter vier Augen gewesen. Das Resultat errathen wir.

Der Wagen war schon eine ziemliche Strecke auf der Landstraße fortgerollt, als der Graf, welcher sich mit einem behaglichen Gefühle und befriedigtem Lächeln in die Polster gedrückt und seinen stillen Betrachtungen überlassen hatte, plötzlich sich aufrichtete, nach der

Taschenuhr sah und nach hastigen Blicken rechts und links in die Gegend, an die Glasscheibe hinter dem Kutscher klopfte und rief: „Wohin fährst Du?"

„Den nächsten Weg."

„Wohin?"

„Nach Hause, gnädiger Herr."

„Nach Deichstedt!" befahl der Graf.

Der Kutscher murmelte einen innerlichen Fluch und hieb grollend auf die Pferde. Bald darauf lenkte er in einen Waldweg ein. Hier begann der Graf seine Toilette zu ändern; er schlug die Polsterklappe des Vordersitzes auf und öffnete dadurch einen mit Tuch ausgekleideten Kasten, der ein vollständiges Reise-necessaire enthielt; auch Spiegel, Frisir- und Wasch-geräthe fehlten nicht. In dem hohlen Raume unter diesem aufhebbaren Einsatze befanden sich Kleider. Er wechselte den Ordensfrack und die weiße Piqué-weste mit einem gewöhnlichen Anzuge, und als er den Kasten wieder schloß und der Waldweg in eine freie, von Dörfern belebte Gegend auslief, da war der Graf aus einem Gallacavalier in einen, dem fremden Auge nicht auffälligen, einfachen, wenn auch vornehmen Reisenden, umgewandelt.

Die Sonne sank, die Abendröthe wich allmählig der tieferen Dämmerung. Es schlug in einer kleinen Landstadt eben zehn, als der Wagen anhielt, um den

Pferden eine kurze Frist und eine Erfrischung zu gönnen. Der Graf benutzte diese Zeit, um selbst ein frugales Nachtessen einzunehmen. Der Kutscher fragte, ob der gnädige Herr denn noch ganz hin wolle; sie würden bei dem schärfsten Fahren vor ein Uhr nicht auf Deichstedt eintreffen können. Der Graf antwortete: „Und wenn es zwei Uhr wird; morgen früh um Neun fahre ich wieder ab, treffe noch vor Mittag auf Oberhaus ein, halte hier eine kurze Ruhe und bin morgen Abend in der Residenz; darnach richte Dich ein." — Diese Mittheilung weckte die Stimmung des Kutschers wieder auf und machte ihn um so dienstwilliger, als er selbst ein Interesse dabei hatte, früh wieder in der Residenz einzutreffen. Er erfüllte das Zeitprogramm seines Herrn so prompt, daß gleich nach ein Uhr Nachts der Wagen in den anmuthigen Bergkessel niederrollte, in dem das Gut Deichstedt lag. Der indessen über dem Rande des Gebirgswaldes aufgestiegene Mond spiegelte sich auf der Wasserfläche des See's, der dieser Gegend einen besonderen Reiz verlieh. Die hohen Fichten des Thomasberges, welche noch vor Kurzem zur Fällung durch die Axt verurtheilt werden sollten, erhoben sich stolz und sicher als dunkle Riesen vor dem mondhellen Himmel und der Graf blickte fest und lange, wahrscheinlich mit dem Gedanken zu ihnen hinauf, daß der den Ausfall der vom Verwalter unerreichten Er-

tragssumme nicht mehr zu fürchten brauche. Die neue, im Bau begriffene, steinerne Windmühle trat ebenfalls aus der nächtigen Dämmerung auf dem Rande des Bergkessels mit ihrem weißen Muschelkalkstein hervor; die Augen des Grafen verfolgten den mondbeleuchteten Silberstreifen des Gebirgsbaches, welcher, allmählig sich verbreiternd, in die niederere Wiesengegend hinabfloß und hier die Wassermühlen der größeren Dörfer und Landstädtchen mit seiner Triebkraft nährte. Jetzt lenkte der Wagen auf das östliche Thor des Gutshofes ein; der Graf bemerkte es in seiner Gedankenvertiefung noch früh genug, um dem Kutscher zu befehlen, die sandige Straße hinter der Gartenmauer zu nehmen, und in den westlichen Thorweg, somit auch auf den jenseitigen Hof einzufahren. Das alte, burgähnliche Schloß hatte nämlich zwei Höfe, die durch einen Mittelflügel getrennt, aber durch eine gewölbte Durchfahrt verbunden waren; doch lagen die Räume weit und abgeschlossen genug, daß die Bewohner der einen Flügelseite nicht sehen und hören konnten, was im Hofraume der anderen geschah. So sollte auch die, hier in unfreiwilliger Zurückgezogenheit einige Zimmer des östlichen Flügelvierecks bewohnende Mademoiselle Deflory nicht durch die späte Ankunft eines Wagens aufmerksam gemacht werden. Der Graf hatte freilich auf die Mitternacht-

stunde des heutigen Sonnabends seine Ankunft dem Verwalter gemeldet, demselben aber auch befohlen, die Anmeldung und die Einrichtung seines Wohnzimmers im westlichen Schloßtheile geheim vor der Bewohnerin des östlichen Flügels und dem Hausgesinde zu halten. — In des Verwalters Wohnung brannte Licht; die Chaise hatte auch kaum das härtere Pflaster vor dem Thorwege erreicht, zu dem eine steinerne Brücke, wie auch am östlichen Thore, führte, da rings um das Schloß ein, vom See aus bewässerter, mit Quadern ausgemauerter Graben lief, als der Verwalter am Thore erschien und den Grafen empfing. Der Mond schien so hell, daß man sich wie am Tage erkennen konnte.

„Haben Sie meine Befehle erfüllt?" fragte der Graf, indem er durch die laue Nachtluft gegen die Thür im Hofe schritt, die von jeher als Privatthür der Schloßbesitzer zu der herrschaftlichen Wohnung führte."

„Pünktlich; heute Mittag erhielt ich des gnädigen Herrn Brief und außer mir, meiner Frau und dem zur Bedienung bestimmten Jäger, der immer aufwartet, wenn der gnädige Herr hier ist, weiß Niemand die späte Ankunft."

„Ich halte hier nur eine kurze Reisestation ab; speisen will ich nichts mehr, sondern mich gleich zur Ruhe begeben." — Der Graf sagte dies mit einer sicht-

baren Ermüdung, indem er die ersten Stufen der Treppe bestieg und der Jäger oben mit einem Armleuchter erschien. Der Verwalter blieb stehen und wollte sich verabschieden. „Noch einige Worte, kommen Sie mit herauf," befahl der Graf. Er lenkte nach den ihm bekannten Wohnräumen ein, durchschritt schnell, ohne Aufenthalt einige, im älteren Luxusstyle decorirte, mit Portraits der Ahnen aus der Deichstedter Linie geschmückte Zimmer bis in eine, mit Teppichen belegte Rotunde, deren Fenster mit schweren Seidengardinen gegen den Mondschein verschlossen waren, und in deren mit altem Holzschnitzwerk eingerahmter Wandnische ein grünseidenes Gardinenbett stand, das für die Aufnahme des späten Gastes, wie bei früheren Besuchen üblich, vorbereitet war. Hier setzte der Jäger den Armleuchter auf den Tisch und entfernte sich auf den Wink des Grafen, um das Reisenecessaire und die zurückgelassene Garderobe aus dem Wagen zu holen. Der Graf schritt dann, denkend auf die Rosen des Teppichs niederblickend, durch das Gemach, ohne den Verwalter anzureden, dessen Gegenwart er vergessen zu haben schien. Dieser begann endlich: „Gnädiger Herr, beliebt es Ihnen vielleicht, daß ich morgen früh meine Wirthschaftsfragen vorbringe?"

„Nein, damit kann ich mich diesmal nicht befassen; — doch, was haben Sie denn?"

„Es sind noch immer die alten, unerledigten Fragen über die von mir gemachten Vorschläge zur Deckung augenblicklicher Ertragsausfälle; die von Ihnen bis zur persönlichen Rücksprache verschobene Abtreibung des Thomasberges, die Anlage einer Wassermühle und die weitere Verwerthung des bei dem neuen Windmühlenbau bloßgelegten Steinbruchs, der einen preiswürdigen Muschelkalk enthält."

„Lassen wir das einstweilen noch unerledigt; mich beschäftigen jetzt wichtigere Dinge. Stellen Sie mir doch einmal gelegentlich eine Berechnung auf, wie groß das baare Anlagecapital sein müßte, um Deichstedt wieder auf den ökonomischen Standpunkt einer freien, organischen Bewegung zu bringen. Ich würde es doch vorziehen, anstatt eines Nothbetriebes, gleich mit einer neuen Lebenskraft die kränkelnde Wirthschaft zu heilen. Nun gute Nacht; schicken Sie den Jäger mit meinen Sachen aus dem Wagen herauf." Des Jägers Schritt wurde bereits im Vorzimmer hörbar; der Verwalter verabschiedete sich und ging, über die Aeußerung des Grafen verwundert, nach seiner Wohnung hinab. „Ei," dachte er bei sich, „der muß einen Schatz gefunden haben. Mich soll doch verlangen, ob er so heimlich, wie er hier das Nachtquartier bestellt und genommen hat, auch morgen früh wieder abfährt." Die Neugier führte ihn in den Pferdestall, wo der Kutscher die

ermüdeten Thiere besorgte. Wo in aller Welt, Meier, kommt Ihr denn heute her? Die Braunen dampfen ja und der Jäger trug den Ordensfrack des Herrn aus dem Wagen hinauf."

„Ja, wir haben eine Gallavisite gemacht; von Mingen kommen wir, sind dort erst um halb Sieben abgefahren; haben dort unausgespannt über eine Stunde gehalten, als wäre es ein Besuch in der Stadt, und sind seit heute Morgen fünf Uhr unterwegs. Das ist ja ein Leben, als wäre morgen nicht Pfingsten, sondern der jüngste Tag, wo es doch einerlei ist, ob Mensch oder Vieh heute darauf geht."

„Mingen? Wie kommt Ihr denn dahin, Meier?"

„Sind schon neulich dagewesen; von Horstenbeck aus, wo wir zwei Nächte rasteten; aber der alte Forstmeister sollte gewiß nicht erfahren, was der erste Besuch auf Mingen angerichtet hat. Erst vor einigen Tagen hat der Graf das Hans in Mingen mit königlichen Gewächsen ausputzen lassen, als hätte er sich selbst den Ehrenbogen aufrichten wollen, durch den er einzog. Es wird bald eine neue Gräfin geben."

„Was? Die Mingerode?"

„Ja; das war heute eine Brautfahrt, wie sie der wilde Jäger nicht anders gemacht haben würde."

„Und unsere Mademoiselle?"

„Wird wohl ausfliegen und sich ihr Nest anderswo anbauen müssen.“

Da der Kutscher nichts weiter zu sagen wußte, als daß der Graf morgen um neun Uhr abreisen wolle, so ging der Verwalter mit der Weisung, daß jener das Nachtessen in seinem Logis finden werde, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als der Frau, die auf den Befehl des Herrn, ihm ein spätes Mahl zu serviren, gewartet hatte, die Neuigkeit mitzutheilen. „Gottlob,“ sagte die Frau, „so werden wir die Maitresse los und das Gut kommt wieder zu Ehren.“

Obgleich der Graf ermüdet war, so konnte er doch nicht Herr über seine aufgeregten Gedanken werden; er schritt noch lange in seinem Schlafzimmer umher und die Vorstellungen seines heute erlebten Sieges mischten sich mit denen einer ihm noch bevorstehenden, sehr unangenehmen und schwierigen Begegnung. Wenn auch als Hofmann gewohnt, die Nacht zum Tage zu machen und den Morgen des bürgerlichen Lebens mit in die Schlafzeit der vornehmen Welt zu ziehen, so war der Graf dennoch Herr über seinen Willen, und wie er schon am Sonnabend um fünf Uhr aus der schlafenden Residenz fortgefahren war, so erwachte er auch am Pfingstmorgen früher, als der in einem benachbarten Gemache schlafende Jäger, der ihn um sieben Uhr bereits beim Ankleiden antraf. An viele dienstbare

Hände in der täglichen Lebensweise gewöhnt, konnte er auch, wenn er es wollte, aller Dienstleistungen entbehren.

Es war sehr still im Schlosse und in der Umgebung. Die Gutsleute waren, der ländlichen Gewohnheit gemäß, schon nach Sonnenaufgang in die umliegenden Wälder gezogen, um, mit jungem Birkengrün geschmückt, den Pfingstmorgen bei mitgenommenem Frühstück im Freien zu begehen; der Verwalter und dessen Frau verhielten sich ruhig, um die Meldung des Jägers abzuwarten, daß der Graf aufgestanden sei. Als dieser sich völlig reisefertig angekleidet hatte, sandte er den Jäger ab, den Verwalter zu rufen. Was er ihm sagen wollte, hatte er schon in der Nacht beabsichtigt, als er denselben durch den Zusatz seiner Rede auf der Treppe: „Noch einige Worte, kommen Sie mit herauf," zur Begleitung veranlaßte; er schien aber seine Absicht vergessen oder geändert zu haben.

Als der Verwalter im festtägigen Anzuge erschien, beantwortete der umherschreitende Graf die Morgenbegrüßung desselben mit der Frage: „Ist das Fräulein so gehalten, wie ich es befohlen habe?"

„Ganz nach Befehl; doch scheint das Fräulein sehr übelgelaunt und beunruhigt zu sein."

„Es fehlt ihr an Zerstreuung, sie muß sich einmal

verändern; Langeweile macht krank; ich werde ihr eine Reise vorschlagen. Ist sie schon wach?“

„Vor einer Viertelstunde holte ihre Dienerin warmes Wasser aus der Küche, ein Zeichen, daß das Fräulein die Toilette beginnt.“

„Und dann?“

„Vor zehn Uhr verläßt das Fräulein selten ihre Zimmer, um im Garten zu promeniren.“

„Lassen Sie mir das Frühstück bringen.“

„Ist schon vorbereitet; sogleich.“

„Hören Sie einmal, Herr Büttner; die Verhältnisse haben Sie zu einer Vertrauensperson gemacht; Sie haben bisher mein Vertrauen bewährt und ich will noch einmal Gebrauch davon machen. Es sind Umstände eingetreten, daß die Deflorh schleunigst dieses Gut verlassen muß. Ich werde ihr das gleich selbst sagen; Sie sorgen dafür, daß sie bis übermorgen mit aller Bequemlichkeit abreisen kann. Nicht aber in einem meiner Wagen, sondern mit Extrapost. Was redet man in der Gegend von ihr?“

„Gnädiger Herr; ich möchte mir die Ansicht erlauben, daß eine Entfernung wünschenswerth wäre; auch die Bauern haben ihre Muthmaßungen.“

„Ich verstehe; — mein Frühstück.“

Der Verwalter eilte zu seiner Frau, um ihr die frohe Botschaft mitzutheilen. „Gottlob,“ sagte diese,

„so wird das Gut wieder von der Schande frei; man mußte sich schämen, eine solche Person wie eine Edelfrau im Schlosse zu bedienen. Also übermorgen? Nun auch keine Stunde länger! Habe es schon seit Winter gedacht, daß es mit der Herrlichkeit bald aus sein würde. Das ist eine wahre Pfingstfreude für mich.“

Der Graf hatte sein Frühstück schnell genossen; dann sah er nach der Uhr, die auf Acht zeigte, schritt nachdenkend und mit unruhiger Miene durch die offene Zimmerreihe und wieder zurück; endlich trat er mit entschlossener Haltung auf den Corridor hinaus, der in den Mittelflügel zwischen beiden Höfen auslief. Es war eine Grabesstille im Schlosse; sein Tritt wiederhallte in den gewölbten Gängen des alten, festen Baues. Er erreichte den östlichen Flügel, den Corridor nach den ihm bekannten, gartenwärts gelegenen Gemächern der Deflorh; eine weibliche Stimme rief aus einer Wandnische heraus: „Bringe das Servis nur in das blaue Zimmer, Heinrich, die Gnädige wird sogleich dort erscheinen.“ Der Graf schritt schnell und fest vorüber, ohne daß die Dienerin, welche vor einem offenen Wandschranke stand, und zwischen der Damengarderobe suchte, sich hergekehrt hätte. Der Schritt und das Ausbleiben einer Antwort mochten ihr doch fremd vorgekommen sein, denn der Vorüber-

gegangene hatte kaum die Schwelle der Thür erreicht, in die er eintreten wollte, als die Stimme der Dienerin hinter ihm im Corridor erscholl: „Ach, der Herr Graf!“ Dieser wendete sich um, gebot der Herbeieilenden durch einen zurückweisenden Wink Schweigen und Entfernung und trat ein. Mit diesen Localitäten vertraut, durchschritt er Vorsaal, blaües Zimmer und Cabinet; hier verweilte er und horchte; er hörte reden; es war Marietta's liebliche, durch ihren Dialekt unverkennbare, aber einen besonderen Reiz auf das Ohr des Grafen ausübende Stimme. Er schien bei diesen Tönen, die in mancher zärtlichen Stunde ihren Sirenenzauber auf ihn bewährt hatten und eine Welt voll Erinnerungen des Genusses der Schönheit erweckten, schwankend, in seiner Entschlossenheit schwächer zu werden, und sich für stärker gehalten zu haben, als er sich jetzt fühlte. Er horchte auf den Seufzer, das lispelnde Wort, das plötzlich in weichen Gesang und plötzlich in den Nachtigallschlag der Leidenschaft ausbrach. „Ach!“ ertönte es im fremdaccentuirten Deutsch, das von Mädchenlippen oft so verführerisch in das Ohr des Mannes sich einschmeichelt, „welch' ein Pfingstfest, einsam, lieblos muß ich es vertrauern!“ Dann in französischer Sprache tönte es weiter in Sangesweise: „Mon coeur, tu est si triste, mon coeur, tu l'a voulu.“ Hier erfolgte der plötzliche leidenschaftliche Triller der

Nachtigallkehle. — Der Graf ermannte sich, mit stolzer Strenge gegen sich selbst hob er das Haupt und öffnete die Thür. Abermals schwankte er; Mariette saß im weißen Morgenkleide, das Brust, Nacken und Schultern nicht bedeckte, um deren leichte Verhüllung einem Chemisettchen zu überlassen, das sie mit ruhenden Händen im Schooße hielt, vor dem Toilettespiegel und der Anblick ihrer einsam hinblühenden Reize schien ihr die Worte eingegeben zu haben, welche eben ihrem Munde entflohen waren; ihre Augen ruhten im Spiegel träumerisch auf dem Schnee ihres Busens, der, gleich den blendenden Schultern und nackten Armen, mit der Weiße ihres Kleides wetteiferte. Langes, schwarzes Haar legte sich in vollen, glänzenden Ringellocken über den edlen Nacken. Ihr Gesicht war von der reinsten Ovalform; schwarze, stolze Brauenbögen zogen sich über die dunkeln, großen und träumerischen Augen; die Wangen, einst gewiß roth und frisch, wie es noch die verführerischen Lippen bewahrten, deren obere vom leichten, sinnlichen Schatten der Brünette angehaucht war, hatten zu bleichen begonnen, vermehrten aber durch ihre Blässe den sinnlichen Reiz dieses schönen Weibes. Der Graf gewann nicht Zeit, sich abermals zu sammeln; eine Bewegung im Spiegel mußte ihr verrathen haben, daß der Eingetretene nicht die Dienerin oder der Diener Heinrich sei; sie kehrte sich

her, schrie in glücklichem Erschrecken auf, vergaß, daß sie noch nicht bedeckt sei, schleuderte das Chemisettchen von sich, streckte die nackten, lebenswarmen Arme nach dem Manne ihrer Liebe, Sehnsucht und Hoffnung aus, warf sich an seine Brust, klammerte sich an ihn, wie eine aus Sturm und Wellen des Lebens Gerettete und blickte, das Lockenhaupt an seine Schulter legend und die nackten Formen ihrer Schönheit unbewußt dem Auge des Geliebten preisgebend, selig lächelnd und das erste Wort der Anrede erwartend, in seine ungewisse, erhitzte Miene. Sie war mit dem Schrei: „Ha! der Graf! O, mein Günther!" an seine Brust gestürzt und hier sprach sie in glücklicher Vertraulichkeit: „Nun ist alles Leid vergessen, o, ich wußte, daß Sie mich nicht versäumen würden, mein theurer Mann, mein geliebter Günther!" Sie redete französisch, da sie im Deutschen nicht geläufig war.

Der Graf blieb ungewöhnlich stumm; mit verlegener Miene sah er auf das schöne, an seinem Blicke hangende Weib nieder. „Ach! mein Günther!" lispelte sie mit dem verführerischen Tone einer Sirene, „wie habe ich nach dieser Stunde gerungen, wie viel habe ich gelitten und wie qualvoll mit den entsetzlichen Gespenstern meiner vereinsamten Phantasie gekämpft! O! verzeihen Sie mir den Brief als eine Stimmung der verzweifelnden Schwäche eines Weibes, das nur

Leben, Ehre und Zukunft in Ihrer Liebe und Treue hat; nun bin ich wieder glücklich, stark und geehrt!"

Der Graf hatte zwei Male das Wort: „Mariette" ausgestoßen, zuerst heftig, dann mild, fast bittend; er hatte die Angeschmiegte fortreden lassen und nur versucht, sich sanft aus ihren Armen zu lösen und weiter von der Thür in die Mitte des Zimmers zu drängen. Sie verstummte plötzlich, ihre Miene erhielt eine angstvoll fragende Unruhe, ihr Blick ein leidenschaftliches Verlangen, denn sie hatte bis jetzt vergeblich auf Wort und Kuß und Gegendruck gewartet. „Günther!" rief sie plötzlich nach eine Secunde des ängstlichen Anstierens, „o, mein Gott, was bedeutet Ihr ernstes Schweigen, Ihr ausweichender Blick."

Der Graf war wirklich in diesem Momente mit dem Geiste abwesend erschienen; die Macht der Schönheit und Liebe dieses Weibes, ihr heißes Leben, das ihn umschlang, die athmende, nackte Brust, die wie der Kelch der weißen Rose sich vor ihm öffnete, hatte seine Festigkeit in's Schwanken gebracht und den berechnenden Verstand mit der Sinnlichkeit in einen heftigen Kampf gestürzt; mit aller Willenskraft, die ihm zu Gebote stand, hatte er die Gestalt der Baronin in seiner Phantasie hervorgerufen. „Mariette!" sprach er plötzlich mit einem Ernste, der das Mädchen so empfindlich durchschnitt, daß es erschreckend mit der Hand

auf's Herz fuhr und, den Athem anhaltend, fürchtsam horchend in sein Gesicht starrte, „ich bin gekommen, um ein ernstes Wort über Deine und meine Zukunft zu reden; unsere Liebe verlangt Opfer; komm', wir wollen ruhig und mit gegenseitigem Vertrauen davon sprechen." Er zwang sie mit einer zwischen Zärtlichkeit und Gewalt schwankenden Leidenschaft nach dem Sopha, aber sie hielt ihn zurück und Beide blieben stehen, sich mit flammenden Blicken fesselnd.

Er machte eine Bewegung des Unwillens, entzog sich ihren Armen und schritt, abgekehrt von ihr, durch das Zimmer; sie eilte ihm nach, hing sich an seine Schulter und rief weinend, mit zitternder Stimme: „Günther! um Gottes Willen, Günther! Ihre Liebe kämpft mit einer fremden Empfindung; an meinem Herzen haben Sie schon oft die große Welt mit ihren Verstimmungen vergessen; hat Sie eine verdrießliche Begegnung, eine Wolke des öffentlichen Lebens in mein stilles Asyl zurückgetrieben, so sollen diese Arme Sie an ein Herz legen, das schon durch Ihre Nähe alle Sorge in versöhnlichen Frieden sich wandeln und sich reich an Liebe fühlt, um auch Ihr Leben zu beglücken. O, Günther, sehen Sie mich nicht so mitleidig, so wehmüthig an; Sie haben mich einst schön und Ihrer Liebe würdig genannt; bin ich es nicht mehr? Hat die Sorge um Ihr langes Verbleiben, ferne von mir,

meine Wangen gebleicht, o, ein Liebeswort von Ihnen wird mich wieder verjüngen und die Erinnerungen früherer Stunden zurückrufen. Günther, mein Geliebter, Mann meines Herzens und meiner Ehre — hier bin ich, Ihr Eigenthum — küssen Sie meine Lippen, meine Brust, wie ehedem!"

Der Graf schlug sich vor die Stirn, schloß die Augen und richtete sich höher auf, als fühle er die Last des an seiner Schulter hangenden Mädchens. „Ha!" stieß er flüsternd hervor, „ich hätte ihr schreiben sollen; aber es ist keine Rückkehr mehr!"

Mariette horchte stierend, ließ die Hände von seiner Schulter gleiten und schwankte. Er öffnete schnell die Augen, sah sie an, als erschrecke er vor ihr, schritt hastig an ihr vorüber, warf sich auf den nächsten Sessel und stützte das Haupt. Sie eilte ihm nach, fiel vor ihm nieder, legte die Arme auf seine Kniee, sah flehend zu ihm empor und sprach mit unsäglichem Zauber: „Günther! wird es Ihnen so schwer, mir das Glück meiner Liebe zu verkünden? Den Geist der Pfingstfreude in mein einsames Leben auszugießen? Sie sind gekommen, um mir die verheißene Antwort zu bringen — und Sie kämpfen noch mit sich? Ihre Ehre ist meine Ehre; sprechen Sie es aus, das Wort, welches Sie mir gelobt haben, dem ich meine Ehre,

meine Zukunft anvertraute. Günther, Sie wollen Ihren Schwur erfüllen!“

„Weib!“ rief der Graf, mit Heftigkeit vom Sessel aufspringend und mit stolzer Miene auf die Bestürzte herabschauend, „rede nicht weiter, mache mich nicht irre an Deiner Liebe; wahre Liebe sinnt nicht darauf, aus der Schwäche des Mannes Pläne des Ehrgeizes und Eigennutzes zu ziehen!“

„Günther!“ zitterte Mariette betäubt, „sind Sie der Mann, welcher mir einst den höchsten Preis für mein heiligstes Gut des Lebens, die eigene Ehre für die meinige verhieß? Ha! Sie schweigen stolz? So wollen Sie sich zu einem Manne erniedrigen, der ein leichtgläubiges Mädchen täuschte, um es nach gebrochener Blüthe ehrlos zu verlassen? O, mein Gott, das überlebe ich nicht!“ Sie sank, immer noch auf den Knieen liegend, zusammen.

Der Graf kämpfte wirklich mit widersprechenden Trieben: der sinnlichen Liebe zu dem schönen Mädchen, dem Stolze und der Nothwendigkeit; er fühlte Mitleid und doch konnte er nicht scheiden, ohne das zerschneidende Messer noch tiefer und tödtlicher in das Herz des Mädchens zu stoßen, das er sein Glück genannt, dem er die Gattin einst geopfert, das er auch jetzt noch mit sinnlicher Zuneigung für das schönste Weib erkannte, welches er jemals kennen gelernt hatte. Er

hob sie vom Boden auf, legte sie in seinen Arm und sprach: „Mariette, ich will Dich nicht verlassen; Du kennst das Leben der großen Welt zu wenig, um die Pflichten des Herzens von denen des Verstandes zu trennen; ich bin gekommen, um mit Dir über Deine Zukunft zu reden, die ich friedlich und ehrenhaft zu gestalten wünsche, ehe ich dem Zwange der Verhältnisse und meiner öffentlichen Stellung nachkomme, und — ich gestehe es Dir gern — in zärtlichen Gedanken an Dich, mich abermals mit einer Dame vom Stande vermähle, mit welcher das Schicksal mich gestern verlobt hat."

Mariette rieß sich von seinem Arme los, trat mit der Kraft eines leidenschaftlichen, gekränkten Herzens einige Schritte zurück, richtete sich stolz empor und sah mit Verachtung auf den Grafen, der durch diesen Blick gereizt wurde und dessen Backen einen Anflug von Erhitzung erhielten. In seiner Miene und Haltung trat der stolze Weltmann, die Besonnenheit des ehrgeizigen Verstandes unverhüllter hervor.

„Du mußt dies Schloß am Tage nach Pfingsten unwiderruflich verlassen," sprach er mit vornehmer Betonung; „Du wirst, aus Liebe zu mir, meine Veranstaltungen willig anerkennen; Du wirst nach dem Rhein oder der Schweiz reisen, so lange, bis Dein Herz beruhigt, Dein Verstand besonnener geworden und

Dein Entschluß, einen meiner Pläne anzunehmen, gereift ist. Es soll Dir nicht an den Geldmitteln eines bequemen Lebens mangeln; die ferneren Pensionen, falls Du meinem Lieblingswunsche nicht entsprechen solltest, den zum Rathe erhobenen Hübner zu heirathen und in meiner Nähe zu verbleiben, wird derselbe Dir in meinem Auftrage auszahlen. Du meldest mir die Adresse Deines vorläufigen neuen Aufenthaltes. Niemals wirst Du mich durch Wort und That in meiner neuen Stellung als Gatte beunruhigen. Laß uns friedlich, versöhnt scheiden; füge Dich unter die Gewalt der Verhältnisse, sie sind mächtiger als die Herzen. Ich bleibe Dir ewig ein guter Freund und — Mariette, Mariette!"

Das Mädchen hatte diese, mit aller Selbstbeherrschung im Anblicke der schönen Gestalt gesprochenen Worte mit Unbeweglichkeit, aber in wachsendem Ausdrucke der Anspannung ihrer Kräfte, um stolz, verächtlich und überlegen zu erscheinen, angehört; plötzlich wurde ihr Blick matter, ihre Miene starrer und bleicher, ein krampfhaftes Zucken durchfuhr ihren Körper. Der Busen athmete schwerer; sie schien nicht mehr zu hören, die Hand griff nach der Brust, sie taumelte und sank nieder. Der Graf fing sie, hastig ihren Namen rufend, auf, trug sie auf das Sopha, beugte sich über sie, horchte auf Athmen und Herzschlag, er-

kannte die Ohnmacht und versenkte sich in ihren Anblick; das schöne Weib übte einen fesselnden Eindruck auf ihn aus. „O," flüsterte er, „könnte ich Dich glücklich machen, wie Du es geträumt hast! Könnte ich in Frieden von Dir scheiden. Armes, schönes, eigensinniges Mädchen!"

Sie zuckte; er sog ihren schweren Athem mit sinnlicher Lust ein. Er griff, ohne die glänzenden Augen von ihrem Antlitze abzuwenden, in die Tasche und zog eine volle Börse hervor, die er in ihren Schooß legte. Sie athmete tiefer, der Busen stieg unter einem langen Seufzer, die Wimpern zitterten, die Augen öffneten sich wie im Traume. Er drückte einen hastigen Kuß auf ihren Mund und Busen und eilte nach der Thür; hier erwartete er, den zärtlich mitleidigen Blick unverwandt auf sie geheftet, ihr Erwachen. Sie tappte mit der weißen Hand nach der Brust, ihre Augen schienen dem Lauschenden zu begegnen; dieser entfernte sich jetzt schnell, eilte durch die Vorgemächer mit heißem Gesichte, rief der draußen auf dem Corridor stehenden, wie früher den Zugang bewachenden Dienerin zu: „Niemand soll eintreten!" und schritt wie ein Fliehender in den westlichen Schloßflügel zurück. Der Jäger stand erwartend vor dem Schlafgemache des Grafen. „Ist der Wagen bereit?" fragte er hastig.

„Schon seit neun Uhr, wie Eure Gnaden be-

fohlen haben; es ist Alles gepackt im Wagen," war die Antwort. Der Graf sah sich noch einmal flüchtig in dem Gemache um, setzte den Hut auf und nahm seinen Weg nach der Treppe. Die Reisechaise stand vor der Thür im Schloßhofe; der Kutscher saß ungeduldig auf dem Bocke; der Verwalter harrte in der Halle des Hauses. Der Graf, dessen Wangen noch heiß waren, trat an ihn heran und sprach: „Behandeln Sie die Demoiselle mit Schonung; sie soll ohne Aufsehen abfahren, übermorgen früh mit Extrapost! Berichten Sie mir sofort, ob, wie und wohin sie abgereist ist."

Bald darauf rollte der Wagen aus dem Schloßthore. Der Graf hatte sich ermattet in die Ecke des Wagens gelegt und die Augen geschlossen; er fühlte, daß die Zusammenkunft mit der Mariette anders ausgefallen sei, als er beabsichtigt hatte, daß er sich schwach gezeigt habe, daß er Mariette wirklich liebe und den Standesverhältnissen ein nicht geringeres Opfer gebracht habe, als sie selbst; das beruhigte ihn und er versetzte sich in der Phantasie nach Mingen, um sich an der Erscheinung der Baronin zu zerstreuen.

Der Wagen hielt plötzlich still und der Graf, dadurch in seiner inneren Welt gestört, sah hinaus nach der Ursache des Aufenthaltes. Sie befanden sich bereits eine Strecke hinter dem Dorfe Deichstedt, wo

die Straße über eine enge Brücke führt; hier kamen eben ein Omnibus und etwa zwölf städtische, mit grünen Zweigen ausgeschmückte Wagen in langer Reihe gegen die enge Passage gefahren und der große Omnibus hatte eben die Brücke gesperrt. Der Graf zog sich in seinen Wagen zurück, als sein Kutscher über die Sperrung ungehalten war, und er bemerkte, daß sämmtliche Wagen mit Herren und Damen gefüllt waren, welche in der heitersten Pfingststimmung erschienen. Erst als der letzte Wagen die Brücke passirt war, konnte die gräfliche Chaise den Weg fortsetzen. Als der Graf sich noch einmal bei der Wendung der Straße nach dem großen Wagenzuge umsah, bemerkte er, daß dieser seine Richtung nach dem Wirthshause im Dorfe nahm. „Eine Pfingstfahrt auf's Land," dachte er, „wahrscheinlich von Severn." Damit ging diese Begegnung an ihm vorüber und er überließ sich wieder, ohne zu ahnen, daß dieser Zug fröhlicher Menschen eine Bedeutung für sein eigenes Leben haben würde, den Erinnerungen an Mingen und den darauf begründeten Plänen einer gesicherten Zukunft.

Der Blick, den Maritte beim vermeintlichen Erwachen aus ihrer Ohnmacht auf den Grafen gerichtet und der diesen fortgetrieben hatte, da er sich für eine Erneuerung der Scene nicht stark genug fühlte, war kein Blick des vollen Bewußtseins gewesen; denn die

Augen schlossen sich wieder und die zuckende Bewegung ihrer Arme ließ nach. Nach einigen Minuten aber öffneten sich die Augen unter einem halberstickten Aufschrei, mit jähem Schreck von Neuem und blickten wild und suchend umher; als sie den Gegenstand, den sie suchten, nicht fanden, richtete sich Mariette plötzlich halb auf und stierte träumerisch in die Luft; da kehrte das volle Bewußtsein zurück, sie erbebte, ihre Züge wurden gespannt, die Augen rollten; sie fuhr mit den Händen vor die Stirn, durch das Haar; mit dem hellen Schrei: „Günther! Günther!“ sprang sie empor und stürzte gegen die Thür. Aber sie blieb auf halbem Wege stehen und griff mit leidenschaftlicher Hast auf beide Schläfen. „War er nicht eben hier?“ stieß sie in einzelnen Sätzen aus der wogenden Brust hervor. „Habe ich schwer und furchtbar geträumt? Hat er mir nicht den Tod geben wollen? Ist es Wahrheit? — Nein, nein; — ja, ja — hier stand er; hier verstieß er mich — wahr! wahr! — Wo ist er? Günther! Günther!“ Sie stürzte gegen die Thür, aber diese öffnete sich und die Dienerin trat mit geängstigter Miene herein. Erschrocken rief diese: „Um des Himmels Willen, Fräulein, was ist Ihnen, wie sehen Sie aus!“ Mariette stieß die Arme der Dienerin zurück und unterbrach deren besorgliche Worte mit dem

wilden Rufe: „War der Graf nicht hier? Wo ist er? Wo?“

„Er ging vorhin schnell und aufgeregt in den andern Schloßflügel, er verbot, daß Jemand zu Ihnen eintrete.“

„Eile ihm nach, hole ihn zurück, rufe ihn bei seiner Ehre! Schnell, schnell, hole ihn, ehe ich sterbe!“

„O, mein Gott, kann ich Sie denn allein lassen? Was ist denn Schreckliches passirt!“

„Eile! Eile! Wo ist er? Ich muß ihn sprechen!“ Mit diesem Rufe wollte Mariette aus der Thür stürzen und selbst den Weg in den entfernten Schloßflügel nehmen.

Die Dienerin hielt sie zurück. „Ich gehe, beruhigen Sie sich, machen Sie kein Aufsehen — ach! Gott sei uns gnädig!“ Mit diesen Worten eilte die Dienerin fort.

Mariette schritt heftig durch das Gemach, die verschränkten Hände über den Kopf haltend und unstät vor den Wänden zurückfliehend, als stoße sie gegen die Grenzen eines Käfigs; ihre Augen blitzten wie im Wahnsinn; die aus den Locken gerissenen Haare hingen wild über Nacken und Brust. Plötzlich brach sie zusammen, stürzte mitten im Zimmer auf die Kniee, rang die Hände, stierte verzweiflungsvoll in die Höhe, preßte

die Hände auf den Hals, als wollte sie sich ersticken, und rief mit der hinsterbenden Stimme des tiefsten Schmerzes: „O, mein Gott! Erbarmen! Barmherzigkeit! Ich werde verrückt!“ — So blieb sie stierend und unbeweglich einige Minuten liegen.

Eilige Schritte im Vorzimmer reizten ihr Ohr; die Miene erhielt wieder Leben, sie fuhr empor und stürzte mit dem Rufe: „Günther! Günther!“ auf die Thür zu. „Wo ist er? Wird er sogleich kommen? Warum folgte er Dir nicht?“ fragte sie heftig die eintretende Dienerin.

„Fassen Sie sich, Fräulein,“ bat diese mit unsicherer Stimme, „der Graf ist vor zehn Minuten abgefahren.“

Mariette sah die Dienerin mit irrer, starrer Miene an, richtete sich hoch und stolz auf, dehnte die Brust, als könne sie nicht Luft genug athmen, streckte die Arme in krampfhafter Spannung fest am Leibe nieder, stieß mit machtloser Stimme die Worte aus: „Ach, er hat mir den Tod gegeben!“ und sank bewußtlos in die Arme der rathlosen, betäubten Dienerin. Diese rief „Hülfe!“ aber Niemand hörte es. Sie schleppte die schöne, im Starrkrampfe einer Sterbenden ähnliche Mariette auf das Sopha, öffnete ihr vollends das Kleid, wusch sie mit Wasser und Parfümspiritus und sprach in höchster Noth: „Der Graf hat sie ver-

giftet — ha! ich werde es in die Welt schreien, daß es Steine erbarmen soll!“ In demselben Augenblicke, wo sie dies dachte und sprach, erscholl aus der Ferne ein vielstimmiger, lustiger Gesang, vermischt mit dem Rollen vieler Wagen. Die Dienerin eilte an das Fenster und sah den Omnibus und die folgende Reihe der mit Birken- und Fichtenzweigen geschmückten Wagen, die mit weiß- und buntgekleideten Damen und Herren gefüllt waren, und eben am Garten vorüber auf das Dorf zufuhren. Der Gedanke einer Vergiftung war bei der geänstigten und hülflosen Dienerin so mächtig geworden, daß sie plötzlich hinauslief, um den zur Bedienung angestellten, gleichzeitig mit ihr vertrauten und vom Verwalter unabhängigen Heinrich, der in demselben östlichen Flügel wohnte, zur Hülfe zu holen. Sie traf ihn auf dem Corridor, mit dem verspäteten Kaffeeservis in der Hand. „Das Fräulein stirbt!“ rief sie, „o Gott, wenn wir nur einen Doctor hätten! Heinrich; laufe in das Dorf, ob unter den Fremden aus Severn nicht ein Arzt ist.“ Der ohnehin etwas dumm erscheinende Diener erschrak so heftig, daß er weder sprach, noch ging.

„Schnell, einen Doctor! Ach! sie kann schon todt sein!“ jammerte die Dienerin, indem sie Heinrich fortstieß und dann in das Gemach des Fräuleins zurückrief. Mariette hatte sich unterdessen so weit erholt,

daß sie die Dienerin mit offenen Augen empfing, halb aufgerichtet im Sopha saß und die Thränen ihr auf den Wangen glänzten. Die Fähigkeit zu weinen, hatte die furchtbare Spannung ihres fiebernden Körpers herabgestimmt und auch ihre erschütterte Seele etwas ruhiger gemacht, um die Lage, worin sie sich befand, zu begreifen.

„O, mein theures Fräulein!“ sagte die Dienerin in der Freude über die unvermuthete Erholung ihrer Herrin, „welch' ein Pfingstfest! Ich habe den Heinrich ausgeschickt, einen Arzt zu suchen, es wäre ja möglich, daß der Graf sie .... vergiftet hätte.“

Mariette schien zu erschrecken, richtete sich gewaltsam höher auf und sah sinnend die Sprecherin an, als suche sie aus ihrer verworrenen Erinnerung nach der Möglichkeit einer solchen Vermuthung. „Keinen Arzt!“ rief sie plötzlich und emporspringend, aber schwankend, „das Gift, welches er mir reichte, hat Liebe und Ehre gemordet, aber ich werde leben bleiben, leben; ich will und muß leben bleiben, um meine Liebe und mein ehrloses Dasein zur Rache an Dem auszunützen, der mich gemein, niedrig und verächtlich machte!“

„O Gott, was reden Sie da! Wer müßte Sie nicht lieben, achten und bedauern!“ sagte die Dienerin,

indem sie die Toitette ihres Fräuleins zu ordnen bemüht war.

„Du verstehst nicht das Herz, welches getäuscht und verhöhnt wurde. Laß mich allein, hole den Heinrich zurück, ich will Niemanden sehen!“ Sie stieß mit dem Fuße auf einen Gegenstand am Boden; die Dienerin hob eine Börse auf, dieselbe, welche der Graf auf Mariette's Schooß gelegt hatte, und die bei deren Aufspringen vorhin, ohne ihr Bemerken herabgefallen war. „Die hat der Graf verloren,“ sagte die Dienerin, „ach! sehen Sie diese Menge Gold!“ Mariette wendete sich verächtlich ab; die Dienerin legte die Börse auf einen Tisch und würde, trotz der wiederholten Aufforderung, sich zu entfernen, noch länger gezögert haben, wenn sie nicht an Heinrich's Botschaft gedacht hätte und einen in der Uebereilung der Angst etwa aufgerufenen Arzt wieder absagen lassen wollte.

Mariette war allein, der erste Sturm vorüber; der höchsten Anspannung war eine leidende Erschlaffung gefolgt; das wiedergekehrte Bewußtsein hatte ihr auch die Wirklichkeit klar gemacht. Sowie der Erguß der Thränen ihre fieberhafte Erregung gelindert hatte, so drängte der höher fluthende Strom ihrer Vorstellungen und Gefühle auch nach Erleichterung durch Erguß und Ausgleichung in einer bestimmten Richtung. Langsam,

von der Dienerin Hand vorhin in der zerrütteten Toilette nachgeholfen und mehr verhüllt, was sie sich theilnahmlos hatte gefallen lassen, schritt sie jetzt an ihren Schreibtisch, in der Absicht, dem Grafen einen Brief nachzusenden; doch sie schwankte in widersprechenden Stimmungen, sie ließ die Hände schlaff in den Schooß sinken, neigte das Haupt und sah stier in die Luft. Sie dachte laut, ohne es zu wissen.

„Ist es Liebe oder Verachtung, die mich beseelt? Ist es Eifersucht, die mich quält, oder Haß, der um so unversöhnlicher ist, je mehr das Herz geliebt, vertraut, gehofft hat? So wäre ich betrogen in meiner Zuversicht auf Wahrhaftigkeit und Ehrenwort eines Mannes, der mein schuldloses Herz zuerst mit verführerischen Reizen aus dem arglosen Mädchenfrieden lockte, meine Begriffe von Ehre und Pflicht verwirrte, eine glühende Liebe in mir entflammte und mich kühn und ehrgeizig machte durch den Schwur, meine Ehre wie die seinige zu behüten; dem ich mein Leben weihte, mit der Andacht eines gläubigen Gemüthes, das an nichts zweifelte, was er sagte, das mit kindlicher Hingebung in ihm den Einzigen, den von Gott mir gesendeten Heiland sah, der mich groß, froh und glücklich im Herzen und vor der Welt machen wollte! In ihm hörte ich den Offenbarer einer neuen Lehre der Liebe, der Pflicht, des Rechtes der Herzen —

und ich sank, vom eigenen Gefühle in meinen Zweifeln widerlegt, an sein stürmisches Herz, wenn er meine bange Sorge und Frage über das Unrecht gegen seine Gattin, über meine Ehre und Zukunft mit Grundsätzen beruhigte, die mir Glück verhießen und deren Gewißheit sein lachender Mund mir einredete. Um dieses verheißene Glück habe ich die Schmach der ehrlosen Entfernung aus dem gräflichen Hause, die Verachtung seiner Gattin, die zweifelhafte Rolle seiner Geliebten, die jahrelange Hoffnung auf den Tag meiner Ehre, die Einsamkeit dieses Kerkers meiner Jugend, den Kampf mit aufsteigenden Gespenstern meiner Zukunft ertragen; ein Besuch von ihm, eine Stunde mit ihm machte alle Sorge, allen Zweifel, alle Verzagtheit, alle Kränkungen und Versäumnisse vergessen! — Wer hat mich ehrgeizig gemacht? Er — seine Liebe, meine Ehre! Nicht Gräfin wollte ich werden, nur sein Weib, wie er es gelobt; sein rechtmäßiges Weib, das die Schmach der Maitresse durch seinen Namen, seine Achtung, sein Blut verwischt. Er liebt eine Andere? Er will eine Fremde, eine Ebenbürtige zur Gattin nehmen? — Ha! — Sprach er nicht so? — Das macht ihn zum Lügner an mir; seine Lehren des Rechtes und der Liebe waren erheuchelt, um meine Unschuld zu erlisten; er hat mich betrogen — ein Meineidiger an meinem Leben!" — Die Leidenschaft

wuchs in ihr so heftig, daß sie aufsprang und unstät durch das Gemach schritt.

„Ha!“ fuhr sie fort, „giebt es kein Gesetz, welches Meineid und Mord an der Ehre eines einsamen, hülflosen Mädchens bestraft? Muß ich selbst der Rächer meiner Ehre werden, welche die Welt von jetzt an mir zu versagen das Recht zu haben glaubt? Hat er mich ehrlos gemacht, so soll er es mit mir werden, hat er mich nicht zu sich erheben wollen, so soll er zu mir heruntersteigen; gleich wollen wir bleiben, wie wir es waren! Ist ein Weib, das nichts mehr zu lieben hat, nicht eben so mächtig in seinem Haß, wie in seiner Liebe? — Haß, gerechter Haß quillt aus dem Gedanken, daß er ein anderes Weib an den Platz erhebt, der mir gebührt, den ich mit meinem Glauben an ihn, mit meiner Ehre, meinem Leben erkauft habe. — Nein, nein; ich bin nicht eifersüchtig; Eifersucht entspringt aus Liebe; wenn er mich liebte, wie er mir log, wenn er mich achtete, wie er mir schwur, dann könnte er nicht das gemeine Ansinnen an mich stellen, mich mit Scheinehre vor der Welt zu bekleiden, eines Mannes Weib zu werden, der tief unter ihm steht, den ich verachte, weil er gewillt ist, mir seinen Namen für meine Hingebung an ihn zu leihen, da er doch mein Recht auf den Grafen kennt.“

Mariette schwieg längere Zeit und versank in eine düstere Welt von Vorstellungen und Gefühlen. „O!“ flüsterte ihr Mund, „o, was bin ich jetzt? Ein ehrloses, schuldvolles Weib! Er, der mich aus der heiligen Welt der Mädchensitte in sein Paradies riß, dessen Sündenfall er mit glühender Verführung als ein ewiges Recht der Herzen deutete, er hat mich aus diesem Himmel meiner Träume gestoßen und sein verführerisches Wort selbst als Irrlehre bezeichnet! Er hat mich schlecht gemacht — schlecht! — Das ist das rechte Wort — ja, ich bedarf der Wahrheit an mir selbst — ein verworfenes Weib, eine entlassene Buhlerin!“

Ein schneidendes Gelächter entfuhr ihrer Kehle, sie preßte die Hände auf die Schläfen, stierte in die Luft, als werde sie von einer Vision gebannt, und stieß hauchend die Worte hervor: „Dazu hat Er dich gemacht!“

Ihre Glieder zuckten, ein neuer Strom der Leidenschaft fuhr durch ihre Seele. „Aufkochen fühle ich mein Blut!“ rief sie, — „zum Vulkane wird meine Seele, mit überfließenden Flammenströmen will ich ihn verfolgen und verzehren! Der tobende Haß soll zur Furie werden, die ihn aus den Armen der unrechtmäßigen Gattin schreckt. Ha! Und wäre ich der Tugend eines Engels fähig, möchte ich dulden, bereuen,

büßen, verzeihen, meine Ehre und Schuld der Vorsehung anheim stellen, — was könnte es mir helfen? Die Welt würde mich doch nur als eine entlassene, gräfliche Buhlerin verachten. So soll die Welt des Weibes Rache und darin die That meiner Ehre, meines Rechtes, meines betrogenen Lebens erkennen! Er hat mich gemein und schlecht gemacht! Von seinem eigenen Geschöpfe soll er die Vergeltung empfangen, von seinem Opfer mit in den Tod der Ehre gerissen werden!"

Mariette sprach dies, als sie in der Mitte des Gemaches stehen geblieben war und die geballten Hände auf die Stirn gepreßt hatte. Sie verstummte jetzt, als wäre sie unterbrochen, ihr heißes Gesicht hob sich horchend, als vernehme sie eine Stimme von Oben; die Züge des Schmerzes traten in ihrer Miene über die der wilden Leidenschaft hervor. Sie faltete die Hände, hob sie hoch empor, drückte sie dann unter das Kinn und sank langsam, wie eine unter die tödtliche Last des Schicksals sich beugende Dulderin auf die Kniee nieder, den feuchten Blick in den blauen Sonnenhimmel des Pfingstmorgens richtend. — So verharrte sie einige Zeit still und wie in Andacht versunken. Plötzlich rief sie in furchtbarem Schmerze: „O mein Gott! Auf Rache und Verderben sinne ich und doch liebt ihn mein Herz! — Günther! Günther!

ist es denn möglich, daß Du mich verstößest?" — Thränen flossen aus ihren schönen, mild gewordenen Augen.

Erst als die Dienerin wieder eintrat, erwachte sie aus der Versenkung in ihr Schicksal. „Fräulein!" rief diese, erschrocken hinzueilend und sie aufrichtend, „ich dachte, Sie hätten geschrieben; sagten Sie das nicht, als Sie mich fortschickten? Kommen Sie in das blaue Zimmer, stärken Sie sich am Frühstück; die Sonne scheint so freundlich, alle Welt lacht heute — ach! und Sie müssen weinen! Der Verwalter wollte zu Ihnen kommen, ehe er mit seiner Frau nach Jägerslust fährt, wo heute die Oekonomen der Gegend das Pfingstfest feiern; ich hielt ihn zurück, sagte, daß Sie krank seien und er antwortete: Ich hoffe, das Fräulein wird sich bald wieder erholen, damit sie übermorgen früh reisen kann. Ist es denn wahr, daß wir das Schloß verlassen?"

„Ja," erwiderte Mariette leise, doch plötzlich fuhr sie heftig fort: „Nein, nein, sterben, sterben will ich hier!"

Die Dienerin erschrak. „Barmherziger Gott!" jammerte sie, den forschenden Blick tief in die Augen Mariette's bohrend. „Sie gehen mit bösen Gedanken um; ich lasse Sie nicht allein; gehen Sie mit mir in die frische Luft des Gartens, es ist Alles so schön

und heiter draußen, es wird Sie zerstreuen und beruhigen!"

„Später — laß mich — ich bin schon gefaßter; ich will schreiben, hole in einer halben Stunde den Brief ab und sende ihn dann schnell nach Severn." Sie ging nach dem Schreibtische. Die Dienerin blieb noch an der Thür stehen und entfernte sich erst, als sie sah, wie Mariette die Feder nahm und das Haupt stützte. Sie ging freilich hinaus, aber nur, um draußen an der Schwelle zu bleiben und, das Ohr an die Thür legend, auf jedes Geräusch, jeden Seufzer zu horchen.

## Viertes Kapitel.

## Die Pfingstfahrt des Ducatenclubs.

Die vier committirten Vorstandsmitglieder des Rathskellerclubs in Severn, den der Volksmund in der Stadt aus bekannten Gründen den „Ducatenclub“ zu heißen pflegte, hatten in ihrer, von uns vor etwa zehn Tagen belauschten Conferenz unter den offenen Steinlauben des Rathhauses, ihren Beschluß nebst Programm: den Ducaten-Ueberschuß der Winterclubkasse zu einer gemeinsamen Familienfahrt am ersten Pfingsttage in die schöne Gebirgslandschaft des Dorfes und Gutes Deichstedt zu verwenden, vor dem Gesammtvorstande zur Geltung gebracht und jedes Mitglied, das nicht gerade durch ärztlichen Beruf, Krankheit oder sonstige Umstände an der Parthie verhindert war, hatte am heutigen Frühmorgen Theil genommen.

Schon um fünf Uhr fuhren ein großer Omnibus und etwa zwölf offene Chaisen vom Thore der Stadt

Severn ab und die Absicht, sich zu amüsiren, hatte die mitgebrachte heitere Stimmung bald zu einem allgemeinen Durchbruch der lauten Freude und Ausgelassenheit kommen lassen. Junge, blühende Mädchen und unverheirathete Männer und Söhne halfen die gemeinsame Fröhlichkeit durch Gesang und Ausschmückung der Wagen mit grünen Zweigen steigern und es war Sonnenschein draußen und drinnen. Der Wirth zur rothen Forelle am großen Teiche im Eingange des Dorfes Deichstedt war durch ein Schreiben des in dieser Gegend vielbekannten und respectirten Notars von dem Eintreffen der großen Gesellschaft früh genug benachrichtigt worden, um seine Vorkehrungen zu treffen und im Garten am Teiche ein Frühstück und für den Nachmittag vor der Rückfahrt eine Hauptmahlzeit herzurichten.

In einer der ersteren Chaisen erblicken wir bekannte Personen: den Schuldirector mit Frau und den Stadtsyndicus neben einem uns unbekannten Herrn; in einer anderen saß der Notar mit seinem intelligenten, etwas grauenden Kopfe, der blitzenden Brille vor den stechenden Augen und dem listigen Lächeln in den klugen Mundwinkeln; neben ihm die noch blühende Frau; ihnen gegenüber der wohlbeleibte, gemüthlich schwitzende, rosig heitere Kaufherr mit dem Feinschmeckergesichte, welcher seiner ebenfalls corpulenten, luxuriös

gekleideten Gattin so viel Raum hatte gönnen müssen, daß er sich mit den Armen nicht frei bewegen konnte, ohne seiner Ehehälfte in die breite Garderobe zu gerathen. Er war auch kaum eine Stunde gefahren, als er zum Notar sagte: „Lieber Fabricius, ich denke, wir thuen heute einmal ein antichristliches Werk aus menschlichen Gründen und tauschen unsere Frauen mit einander aus. Zwei starke und zwei schlanke Eheleute mögen sonst gut zusammen passen, nicht aber bei Sommerhitze auf einer Bank im Wagen. Geben Sie mir Ihre Frau, ich trete Ihnen die meinige ab.“ Die Kaufherrin war wohl damit zufrieden und die Notarin, ebenso schlank als von höflicher Lebensart, willigte ein und schlüpfte, als die dicke Madame neben dem zur Seite weichenden Notar niedergesunken war, auf deren Platz. „So,“ sagte der Kaufherr, indem er sich breiter und tiefer setzte und im Gefühle größerer Behaglichkeit auf das Knie der neuen Nachbarin klopfte, „nun wollen wir auch die Aussteuer unserer neuen Frauen austauschen. Mein Wagensitz ist mit dem feinsten Champagner geladen, den wir gemeinschaftlich bei Tisch schlürfen wollen, und hier habe ich hinter mir in der Ecke eine Flasche Madeira, die wir jetzt einmal aufblühen und duften lassen wollen.“

Er zog, obgleich seine Gattin mit vermahnendem Tone einfiel: „Anton, so früh schon?“ schnalzend die

Flasche hervor, erwiderte: „Früh getrunken und früh gefreit, hat Niemanden noch gereut," holte aus der Tasche einen Pfropfzieher, aus der übergehängten Reisetasche ein Krystallglas und schenkte ein, nachdem er mit großer Fertigkeit die Flasche geöffnet und den ersten Duft eingesogen hatte. Die Damen nippten, die Männer tranken kühner.

„Nun sollen Sie auch an meinem echten Burgunder Antheil haben," sagte der Notar; „der Actenkasten, der beim Kutscher steht und nicht nur der Justitia, sondern auch dem Bachus, dem Gleichmacher aller Fragen zwischen Mein und Dein, zum Schlupfwinkel dient, ist gefüllt mit jenem einmal verurtheilten Blute."

„Angenommen! Man thut immer gut, seinen eigenen Wein mit sich zu führen," sagte der Kaufherr mit Wichtigkeit.

„Obgleich ich," bemerkte der Notar, „dem Forellenwirthe aufgegeben habe, die Weine aus unserem Rathskeller zu entnehmen, so liebe ich es doch, für gewisse Sorten mein Korkgeld an den Wirth zu zahlen."

„Ganz meine Meinung, lieber Freund und Ordensbruder," antwortete der Kaufherr, der in der gesteigerten Behaglichkeit und Absicht, vergnügt zu sein, den letzten Schluck seines Glases Madeira einsog und dem gegenüber sitzenden Notar zärtlich die Hand klopfte. „Hören

Sie, das junge Volk im Omnibus singt; — wo ist denn Ihre Tochter?"

„Auch im Omnibus, bei der Ihrigen; die jungen Mädchen haben ganz recht gethan, den Omnibus für sich und die jungen Männer in Beschlag zu nehmen; Sie brauchten darüber am Thore kein Bedenken zu haben, liebe Madame; wo viele versammelt sind, da wird nicht gesündigt."

„Der Herr Notar ist doch immer ein Schalk," meinte die Kaufherrin, indem sie unter ihrem blauen Sonnenschirme mit den eingequollenen Augen ihres rothbackigen Gesichtes auf den höchst saubern und appetitlich lächelnden Nachbar blinzelte.

„Als Sie den Actenkasten aufladen ließen, wurde mir angst," sagte der Kaufmann; „Sie werden doch heute keine Geschäfte machen wollen, wie der Syndicus und der Schuldirector, die nicht mitgefahren wären, wenn es in Deichstedt keine Muscheln, aufgegrabenen Töpfe und alte, außer Cours gesetzten Münzen gäbe."

„Und dennoch befindet sich verträglich mit dem Deliquenten Burgunder im Kasten eine Acte; ich hätte doch in diesen Tagen hierher müssen, wenn ich nicht heute das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden könnte."

„Aha, auf der Rechnung für den Clienten wird der Wagen nach der Advocatentaxe nicht unbezahlt bleiben! Immer Geschäfte!“

„Nun, ich denke, Sie machen auch ein Geschäftchen, Freund; ich fahre mit Ihnen, während die Damen ruhen und die Jugend spielt, nach dem anliegenden Dorfe Sehnde, sehen uns das Areal des Ackermannes Scheele an und taxiren, ob die erste Hypothek auf Johanni anlegbar ist. Hm?“

„Ach so, das hätte ich beinahe vergessen; gut, wir können den kleinen Abstecher machen.“

„Und Sie verdienen auf demselben Wege noch zwei Gutegroschen Zeugengebühr, denn im Dorfe Deichstedt, an der Straße nach Sehnde, liegt der Hof eines meiner Clienten, der seiner Tochter die Haushälfte und Ackerhälfte als zinsträchtiges Einkommen in einem von mir aufzunehmenden Ehecontracte verschreiben will, und dem ich angezeigt habe, daß ich heute kommen würde. Gewöhnlich nehme ich einen meiner Schreiber mit, heute können Sie den einen Zeugen abgeben, den zweiten wollen wir schon dort finden.“

„Ach nein, das wäre doch für meinen Mann zu despectirlich, ein Geschäft für zwei Gutegroschen!“ sagte die reiche und vornehm niederlächelnde Kaufmannsfrau.

„Ei, warum nicht!“ lachte Jener, sich vergnügt die Hände reibend, „wenn mir Einer einen Wechsel verkauft, schenke ich ihm auch die zwei Gutegroschen Stempelgebühr nicht.“

In ähnlicher Weise, die zwischendurch der Notar durch eine geistvollere Unterhaltung unterbrach, fuhr man die vier Stunden weiter und schon stiegen die Berge des schönen Dromling, wie die gebirgige Erhebung in der Gegend Deichstedt's hieß, klarer und näher vor dem Ziele der Lustreisenden auf.

„Sehen Sie,“ rief der Kaufherr, indem er nach einem Gegenstande am Waldrande des Horizontes zeigte, „da liegt das fürstliche Jagdschloß Fontenay, welches gestern von der neuen vormundschaftlichen Regierung auf zehn Jahre an den Agenten Meyerhoff verpachtet worden ist, um dort eine Flachsspinnerei anzulegen. Zehn Jahre, hm! eine schöne Zeit; da wird unser Erbprinz noch lange warten müssen, wenn er einmal das Haus seiner Väter betreten möchte.“

Der Notar schmunzelte und schwieg.

„Nun Freund,“ fuhr der Kaufherr fort, „haben Sie denn noch nichts erfahren, ob der Herr von Heimburg weitere Schritte gegen die Obervormundschaft gethan hat?“

„Nichts, mein Lieber, nichts; bekümmere mich eigentlich gar nicht darum; und Heimburg wird als

ein guter Jurist auch Niemanden in seine Karte blicken lassen."

„Notarchen! Notarchen!" erwiderte der Kaufherr, indem er den Finger aufhob und den Freund mit einem Auge von der Seite anblinzelte, da er das andere listig zukniff, „Sie fangen auch an, diplomatisch zu werden; Sie wissen mehr als ich davon, wollen es nur nicht sagen. Sie machen Geschäfte mit Heimburg; mein Procurist, der neulich bei Ihnen war, um die Klage gegen den Holzhändler Römer wegen Capital und Zinsen anhängig zu machen, hat auf Ihrem Tische einen Brief mit der Adresse des Herrn von Heimburg liegen gesehen; hi, hi, ich kann es dem Manne nicht verargen, daß er sich auch einmal Rath von unserem ersten Advocaten und Notar holt."

„Natürlich; in meiner Stellung komme ich mit allen Schichten der Gesellschaft in Verkehr, aber was würden Sie von einem Juristen denken, der mit dem Vertrauen seiner Clienten indiscret verführe, der zum Beispiel anderen Freunden aus Ihren Acten mittheilte?"

„Recht, Herr Notar," sagte die Frau des Kaufherrn; „sieh', Anton, so wird Deine Neugierde einmal mit freundlichen Worten abgefertigt."

„Ich bin nicht neugierig, bei Leibe nicht; es ist der gute Eifer für die gerechte Sache unseres Fürsten-

thums; es könnte mich ärgern, wenn der Heimburg so ganz ruhig und ohne Anhang Alles geschehen und unser Recht ausplündern lassen müßte. Seitdem unsere Prinzen ganz im Stillen von dem alten Lübsen entführt sind und der neue Ministerialrath anfängt, wie in einem eroberten Lande zu wirthschaften, indem er alle Kassen vereinigt, fürstliches Eigenthum verpachtet, als wäre er Curator bonorum eines bankerotten Hauses, den Arbeitern und Vermögenslosen mit Aussichten auf Verdienst und Steuererlaß schmeichelt, den Wohlhabenden aber mit neuen Lasten droht, hat sich die Stimmung der ersten Burger doch sehr geändert. Der Stadtsyndicus wird nach dem Feste eine Clubversammlung veranlassen, um eine Partei für Heimburg zu bilden; der Schuldirector ist auch der Meinung, daß ein moralischer Gegendruck ausgeübt werden müsse, damit die Leute in der Königsstadt nicht in dem Glauben befestigt würden, wir seien kurzsichtige Kleinstädter, die sich Alles gefallen lassen und mit denen man schon fertig zu werden denkt. Wir lassen uns nicht verschlucken! Nun will man auch schon unsere alte, schwere, fürstliche Landesmünze einziehen und dafür das alte schlechte Geld des überschuldeten Königreiches und wohl gar Papiergeld einführen. Gestern auf der Börse sprachen wir Kaufleute schon darüber und wenn der Syndicus uns ruft, stehen wir zu ihm für

Heimburg.“ — Der Kaufherr hatte sich in gesteigertem Eifer ganz roth und heiß geredet. Der Notar war ein ruhiger Zuhörer geblieben, der durch seine Brille den in's Politisiren gerathenen Freund, der die Absicht, vergnügt zu sein, vergessen zu haben schien, mit schelmischen Blicken ansah und ein feines, kluges Lächeln um die Mundwinkel spielen ließ. Jetzt fragte er: „Und was gedenkt eine solche Partei zu thun?“

„Nun,“ antwortete der Kaufherr, der sich erst auf ein Programm zu besinnen schien, „nun, eine Deputation an den König absenden, eine Adresse mit den Unterschriften aller einflußreichen oder angesehenen Leute in Severn; wir wollen die Rückkehr der Prinzen, das Fortbestehen eines Hofes in Severn, die Unantastbarkeit der alten, fürstlichen Regierungsform, die strenge Erfüllung des Testamentes unseres hochseligen Fürsten, die Wiedereinsetzung Heimburg's, die Anerkennung unseres Mißtrauens gegen den unpopulären Grafen Rottorff fordern.“

„Das ist sehr viel,“ sprach der Notar mit ironischer Betonung.

„Bester Anton,“ hub die Frau des Kaufherrn an, die eben eine Unterhaltung mit der Notarin über eine vortreffliche Schneiderin und den neuen, von ihr heute getragenen englischen Robenstoff beendet hatte, „ereifere Dich doch nicht so, denke daran, daß wir

uns amüsiren wollen.“ Und zum Notar gekehrt, fuhr sie fort: „Mein Mann kann seit einigen Tagen das Politisiren nicht lassen, ach! und er versteht doch nichts davon!“

„Ob ich's nicht verstehe!“ rief der Kaufherr. „Sie sagen: viel verlangt? Nein wenig, spottwenig; Sie müssen auch die Loge auffordern, sich der Adresse anzuschließen als eine in Severn starke Corporation.“

„Und was wird man der Deputation und Adresse antworten?“ nahm der Notar das Wort, dessen Miene und Ton ernster geworden war; „das will ich Ihnen und der angedeuteten Partei im Voraus sagen. Es wird heißen: der submissen Bitte und Vorstellung kann aus höheren Rücksichten nicht Folge gegeben werden.“

„Potz! Dann sollte ja die Bombe hineinschlagen! Es muß doch noch Recht und Richter auch für Könige und Prinzen, Minister und Grafen geben! Man braucht nur das ganze Landvolk aufzurufen, das, wie ein Kind am Vater, an dem altfürstlichen Hause hängt, aber noch gar nicht weiß, was geschehen ist, wird und Alles bedeutet!“

„Lieber Freund; wir wollen bei dieser Gelegenheit ein Wort des Ernstes mit einander reden. Ich halte auch dafür, daß Heimburg wieder rahabilitirt werde, womit die Rückkehr der Prinzen sich von selbst versteht; ich bin auch der Ansicht, daß sich hinter Heimburg eine starke, moralische Partei bilde, aber

das muß ganz in's Geheim geschehen, damit das Lager nicht überfallen und zersprengt werde. Zum Vorgehen, zum Heraustreten ist aber erst dann die Zeit gekommen, wenn in kaum zwei Monaten die Volljährigkeitserklärung des Erbprinzen ausbleibt und man Zeichen giebt, daß man uns verschlucken will. Dann kann Heimburg nur durch eine Majoritätspartei im Fürstenthume gehalten werden. Jetzt eine Deputation und Adresse an den König zu senden, würde nicht allein die von mir angedeutete Antwort zur Folge, sondern auch die weitere Consequenz haben, daß man den Heimburg unter dem Vorwande complotmäßiger Aufwiegelung aus dem Lande verwiese. Also still und klug. Ich werde nach dem Feste in unserem Club, in dem Juristenverein und der Börsenunion das Wort ergreifen, bis dahin begeben wir uns aller Pläne und Unternehmungen und erscheinen arglos und heiter wie heute in Deichstedt." Und mit scherzender Stimme fuhr er fort: „Sehen Sie, da öffnet sich der Bergkessel, dort erhebt sich auf dem mittleren Thalhügel das Schloß; wir fahren jetzt über die Grenze auf das gräflich Rottorff'sche Gebiet ein, also auf Grund und Boden eines Standesherrn, der das eigentliche Object des patriotischen Widerstandes in Severn ist und der fallen muß, wenn Heimburg steigen soll. Aber Pst! — wir fahren über die Brücke gegen das Dorf."

Der Omnibus hatte eben die enge Steinbrücke passirt; es folgten die Chaisen, auch die, worin der Notar sich befand. Er sowohl wie der Kaufherr blickten überrascht auf einen mit Glasthüren versehenen, verdeckten Reisewagen, der von der Brücke seitwärts hielt und den langen Plaisirzug der Fuhrwerke abwartete, der die enge Passage der Brücke sperrte. Der Kaufherr griff plötzlich auf beide Kniee des Notars und sprach: „Potz! der Graf ist hier, sehen Sie den Kutscher, das Wappen!“ — Der Notar hörte und fühlte nichts, er hatte seine Augen im Vorüberfahren tief in das Innere des herrschaftlichen Wagens gebohrt, um die sich in die Ecke drückende Person zu erkennen; er war so zerstreut, daß er, als sie bereits vorübergefahren waren, noch in die Richtung der Brücke sah und nicht antwortete, als der Kaufherr eifrig fortfuhr: „Haben Sie gesehen? Das war er, der Graf; also hier hat der Wolf sein Lager, von wo aus er seine Beute in Severn belauert! Hier, bei der weißen Dame im Schlosse, dem verwunschenen Burgfräulein, rastet er, während er der Welt glauben macht, er komme gar nicht mehr nach Deichstedt. Daß ihm heute die Leute aus Severn begegnen und ihn die Revüe von so und so viel Chaisen passiren lassen würden, das hat er nicht gedacht.“

Der Notar hob seine Brille, rieb sich die Augen

und sagte: „Die Anwesenheit des Grafen wird uns weiter nicht stören; wir wollen ja nicht in das Schloß; der Garten ist seit hundert Jahren für jeden Besucher der Gegend offen gewesen und steht auch auf der Steintafel, welche am Pfeiler des Thores dorfwärts befestigt ist, eingehauen: „„Ehrbaren und distinguirten Personen ist das Lustwandeln im gräflichen Parke permittiret."" Indessen werde ich den Freunden empfehlen, sich mit freisinnigen oder anzüglichen Reden etwas behutsam zu benehmen. Denn ein Mann wie der Graf hat seine Spione, namentlich heute, wo so viele Severn'sche Bürger hier versammelt sind." — Hiermit schien der Notar, den es trotzdem stören mochte, daß der Graf anwesend war, da er etwas finster sinnend auf das nunmehr freier enthüllte Schloß sah, die fernere politische Unterhaltung abthun und einer Fortsetzung vorbeugen zu wollen, denn er nahm plötzlich seine heitere Miene wieder an und sprach: „Sehen Sie den Syndicus, wie er sich umschaut; er sucht den Steinbruch und die Quelle seines heutigen Pfingstgenusses!" — Die Straße machte eben einen Bogen gegen das Dorf zu, so daß man die vorderen Wagen überblicken konnte.

Der Omnibus erreichte das Wirthshaus zum Forellen am spiegelhellen Teiche vor dem Dorfe; junge, blühende Mädchen und junge Männer, beide rosig ge-

röthet und in der Freiheit des Landlebens muthwillig, sprangen aus der Thür; der Forellenwirth empfing seine Gäste, die „Honoratioren der Stadt,“ mit heiterer Miene, dienstfertiger Eile und Ehrerbietung. Als er den Notar in der vorfahrenden Chaise bemerkte, verdoppelte er seine Höflichkeit, denn jener war, wie wir bereits wissen, in dieser ganzen Gegend der juristische Vertrauensmann aller wohlhabenderen Landbewohner. Als derselbe ausgestiegen und, durch Zuvorkommenheit des Wirthes, der Unterstützung seiner Frau und der Kaufherrin überhoben war, zog er den Forellenwirth zur Seite mit den auch für Andere hörbaren Worten: „Jenen Actenkasten anvertraue ich Ihrer besonderen Obhut,“ fuhr aber sogleich mit leiserer Stimme fort: „Nun, der Graf bringt das Pfingstfest hier auf dem Gute in ländlicher Ruhe zu.“

„Der Graf?“ fragte der Forellenwirth. „Bitte um Entschuldigung, Herr Doctor, der Gutsherr ist seit lange nicht hier gewesen.“

„Doch, doch, ich habe ihn selbst in seinem Wagen mit Wappen und Livréekutscher dort an der Steinbrücke gesehen.“

„So? Hm! Dann müßte der Graf heute Morgen gekommen sein.“

„Er kam vom Schlosse her.“

„Dann ist es der Verwalter gewesen, der immer

herrschaftlich fährt. Die Oekonomen haben heute auf Jägerslust eine Festparthie."

„Ich versichere Ihnen, daß ich den Grafen im Wagen gesehen habe; ich kenne ihn so genau, wie ich mich selbst im Spiegel wieder erkenne."

„Dann begreife ich's nicht. Dann wird wohl eine Versöhnung mit der Mamsell stattgefunden haben und wir erleben noch, daß sie, was schon früher das Gerücht sagte, noch die gnädige Frau wird."

„Lassen Sie doch einmal lauschen, was den Grafen herführt," sagte der Notar. Der Wirth versprach das und eilte davon, um anderen Gästen seine dienstbare Gegenwart zu erkennen zu geben, da der Notar sich nach Frau und Tochter umsah. Als er sie in dem Garten erblickte, blieb er noch einige Augenblicke stehen und heftete das Gesicht nach der Gegend des Gutes hin; seine Miene erschien sinnend, von dem Zuge einer nachdenkenden Klugheit beherrscht; sein Mund brummte ein mehrmaliges: „Hm, hm!" Dann nahm er wieder seine heitere, überlegen und schelmisch lächelnde Miene an, putzte mit seinem ostindischen Seidentuche den Staubanflug von der Brille und wollte sich eben gegen den Garten wenden, als die etwas rauhe und polternde Stimme des Stadtsyndicus ihm zurief: „So, da wären wir denn endlich; ist der Steinbruch weit von hier?"

„Ich denke, Freundchen, die ganze Gesellschaft macht nach dem Déjeûner champêtre eine Excursion dahin. Wir werden auf dem Wege die schönste Stelle des Dromling erreichen, von wo man eine herrliche Aussicht auf die Gebirgslandschaft genießt. Wo ist denn Ihr Fahrgenosse, der Schuldirector?"

„Er geleitet seine Familie in den Garten und meinte, daß er nach dem Frühstück vorziehen würde, gleich nach der Mühle unter dem Dorfe Sehnde zu gehen, um die Urnen und Münzen aus der Hohnfelder Ruine anzuschauen."

„Da ich später, vor dem gemeinschaftlichen Nachmittagsdiner, doch mit dem Kaufherrn nach Sehnde hinunterfahren werde, so kann der Director mich begleiten; kommen Sie, wir wollen uns am Tische etabliren."

Der Kaufherr stand noch an seiner Chaise und ließ die Champagnerflaschen aus dem Sitzkasten auspacken und dem Wirthe überantworten, der, mit dem schweren Actenkasten in der Hand, dieselben einem Knechte zum Forttragen in das Haus zuzählte.

Der Notar hatte kaum die Gesellschaft erreicht, welche theils im Garten schwärmte, theils an der servirten Tafel in der Nähe des blanken, sonnigen Teiches sich gruppirte, als der Forellenwirth, immer noch mit dem Actenkasten in der Hand, heraneilte, nach dem

Notar suchte und, als er ihn gefunden, schnell auf ihn zuging und sprach: „Ach, Herr Doctor, ein Wort." — Sie traten einige Schritte zur Seite, dann eilte der Notar, vom Wirthe gefolgt, aus dem Garten vor das Haus. Hier stand ein Mensch in der häuslichen Kleidung eines Bedienten, mit einer weißen Leinenjacke, aber den Gamaschen und der Weste eines herrschaftlichen Domestiken angethan, ängstlich unruhig und erhitzt den voraneilenden Begleiter des Forellenwirthes anblickend und ihm dann mit einer scheuen Unsicherheit entgegenkommend.

„Wer schickt Euch denn?" fragte der Notar.

„Ach, die Kammerzofe — ich soll fragen, ob unter den Herren hier ein Doctor sei; das gnädige Fräulein ist plötzlich sterbenskrank geworden."

„Das Fräulein von Rottorff? Ist der Graf mit Familie hier?"

„Nein, das französische Fräulein; der Herr Graf ist nur ein paar Stunden hier gewesen und vor Kurzem wieder abgereist. Gleich nachher ist das Fräulein so krank geworden."

„Ein Arzt ist nicht unter der Gesellschaft; aber —"

Der Notar kam nicht dazu, sein langgezogenes Aber, das seinen weiteren Gedanken einen möglichst schlauen Ausdruck geben sollte, fortzusetzen; der Mensch

rief klagend: „Ach! dann kann es nichts nützen," und wollte davonlaufen. Der Notar forderte den Wirth auf, den Eiligen zurückzuhalten. „He, dummer Kerl," sagte dieser, „hört doch erst, was der Herr Euch sagen will." Er griff ihn am Arme und erwartete das Herantreten des Notars. „Kennen Sie den Menschen?" fragte dieser den Wirth. „Ei jawohl, es ist der Heinrich, der zur Bedienung der Mamsell Deflory gehört." Der Notar gab dem Forellenwirthe zu verstehen, sich zu entfernen, indem er ihm sagte: „Bringen Sie meinen Kasten an einen sicheren Ort und lassen Sie nur auftragen; die Gesellschaft wird hungrig sein und ich komme sogleich." Nun zog er den Schloßdiener hinter einen Stoß aufgeklafterten Holzes und sprach: „Ihr nehmt wohl gern ein Trinkgeld für's Fest?" Der Mensch stutzte, sah den Herrn mißtrauisch an und versetzte: „Ein Trinkgeld? Wofür?"

„Seht, hier sind vier Gutegroschen, dafür könnt Ihr Zeche machen, Ihr werdet doch heute in's Wirthshaus gehen?"

„Das thäte ich wohl, wenn das gnädige Fräulein nicht stirbt."

„Da, nehmt; man stirbt nicht so schnell; sagt, war der Graf bei dem Fräulein?"

„Eine Stunde; dann fuhr er schnell ab und das

Fräulein wurde so krank, als ob sie Gift bekommen hätte." Der Notar horchte auf. „Gift? Dann will ich Euch sofort begleiten."

„Nun, es meinte die Kammerjungfer in der ersten Angst, es würde wohl so schlimm nicht sein und das Fräulein hat schon einige Male Krämpfe gehabt, die wie Sterben aussahen, aber bald wieder vorübergingen."

„Wollt Ihr diesen blanken Thaler verdienen?"

Der vom Notar sofort in seiner bäuerischen Geistesbeschränkung erkannte Diener, den der Verwalter absichtlich für die Deflory ausersehen haben mochte, glotzte den vorgehaltenen Thaler mit gierigen Augen an, kratzte sich das Kinn und antwortete nicht.

„Diesen Thaler sollt Ihr haben, wenn Ihr es möglich macht, daß ich heute das Fräulein sprechen kann, gleichviel im Schlosse oder Garten."

„Hm! — Verfluchte Geschichte! Es ist uns früher vom Grafen und auch Verwalter streng verboten, irgend einen Fremden zu dem Fräulein zu lassen. Wenn sie auch hier im Ostflügel ihre Zimmer hat, so sind doch die Hofthüren alle geschlossen, und man muß durch den westlichen Hof gehen, wo der Verwalter wohnt."

„Nun! Besinnt Euch."

„Der Verwalter fährt bald weg und kommt erst

in der Nacht wieder; der Förster fährt mit; der Jäger und die Knechte gehen Nachmittags zu Tanze in den Krug hinter dem Vorwerk — das paßte sich gerade. Aber, Herr, meinen Sie es denn gut mit unserem Fräulein?"

„Ich möchte ihr eine große Freude machen."

„Ach, die hätte sie nöthig; sie weint viel und ist bisweilen wunderlich. Aber ich müßte es der Kammerjungfer sagen, und die nähme auch wohl ein Trinkgeld." Der Notar sah den Menschen an, als ob er an dessen Einfalt irre geworden wäre. „Gut," sagte er dann schnell und entschieden; „Jeder soll einen blanken Thaler haben, ich werde Euch zwei geben, so wie Ihr oder die Zofe mir die Thür in das Zimmer des Fräuleins öffnet." Er zog die Taschenuhr. „Es ist jetzt ein Viertel vor Zehn — bringt mir Nachricht, ob ich um Eins in's Schloß kommen kann; Ihr werdet vom Fenster aus sehen können, daß die Gesellschaft, zu der ich gehöre, über die Wiese und den Elfenblick in den Dromling nach dem Steinbruch wandern wird; auf dem Wege dahin werdet Ihr mich treffen und benachrichtigen." Der Notar ging in den Garten zurück, der Schloßdiener lief davon. Der Kaufherr hatte den Notar schon vermißt und dessen Stuhl neben sich und der Frau mit der abgehängten Reisetasche belegt. „Ei, Freundchen," rief er, „wo bleiben Sie

denn? Essen und Trinken ist ja die Hauptsache; freue mich auf die von Ihnen recommandirten Forellen.“ Ein lauter Jubel der jüngeren Mitglieder der Landparthie umgab die lange Tafel und erscholl durch den Garten. Niemand merkte dem Notar an, daß er, als ein geborener Geschäftsmann, mit weitgreifenden Plänen in seinen verschwiegenen Gedanken umging, als er an dem Tische Platz nahm und in die heitere Laune der Umgebung mit lachender Miene und feinen, witzigen Reden einstimmte. Nur einmal hob er den Zeigefinger mit dem dicken Siegelringe vor die gespitzten Lippen und zischte mit einem schelmischen Seitenblicke auf seinen Nachbar, den Kaufherrn, sein freundliches „Pst!“, als jener in begonnener Weinlaune sagte: „In den Schloßgarten müssen wir auch; — ich hoffe, das verwunschene Burgfräulein, die weiße Dame auf Deichstedt, zu erblicken und meiner Frau zeigen zu können.“

„Laß das gut sein,“ sagte die corpulente Frau, „bedenke, was der Herr Notar im Wagen gesagt hat; wir sind hier auf gräflichem Eigenthum.“

Nach drei Viertelstunden war das Frühstück bereits durch die jungen Mädchen und Herren beendet, die zu schwärmen begannen und in den Wald und auf die Berge verlangten. Auch der Schuldirector und Syndicus mahnten den Notar an Wassermüller

und Steinbruch. Man sammelte sich zum Aufbruch nach dem Elfenblick; die Mädchen schwärmten bereits voran auf die Wiese; der Kaufherr, welcher einen Burschen gemiethet hatte, um ihm die mit Erfrischungen gefüllte Reisetasche zu tragen, führte seine corpulente Gattin und schloß den Zug in Gesellschaft des Schuldirectors, welcher den Weg durch eine Geschichte des alten Schlosses zu kürzen versuchte. Der Notar schäckerte abwechselnd mit den Damen, machte die Gesellschaft auf die schönsten Punkte aufmerksam, zeigte die angenehmsten Wege oder veranlaßte ein heiteres Lied, in welches die Jugend gern einstimmte und das auch die älteren Personen fortriß. Ankunft und Frühstück waren durch die Neugier der Dorfbewohner nicht belästigt worden, da sie in der Kirche waren; jetzt aber wurde es beim Ausgange aus derselben nach beendigtem Festgottesdienste lebhafter im Dorfe und mancher Blick verfolgte die bunte, städtische, am Berge sich hinaufziehende und im Holze allmählig verschwindende Gesellschaft, deren Fuhrwerke eine Wagenburg vor der Forellenwirthschaft bildeten.

Niemand konnte dem Notar, als liebenswürdigen Gesellschafter, abmerken, daß in seinem juristischen Kopfe andere Gedanken kreiseten, als die der Naturfreude und Freiheit; dennoch lauschten seine Augen hinter der spiegelnden Brille von halber Höhe der

Bergerhebung herab nach dem Gutsschlosse, namentlich dem östlichen Flügelquadrate, wo er indessen kein Zeichen des Lebens an irgend einem der Fenster bemerkte. Auch der Schloßdiener ließ sich nicht sehen. Die Verstimmung darüber konnte keinen Augenblick die heitere Miene trüben. Man lagerte auf der üppig mit Gras und Farnkräutern bewachsenen Felsplatte, welche der Elfenblick hieß, und der Syndicus war der Erste, welcher hier aufbrach, um den schon sichtbar gewordenen Steirbruch zu erreichen. Als die Gesellschaft viel später dort anlangte. wo sich zugleich eine Felsengrotte und nicht weit davon die verfallene Fasanerie früherer Gutsbesitzer befand, welche jetzt durch ihre verwilderte Einsamkeit die Frauen- und Mädchengemüther anzog, sah der Notar, der einige Male mit geringerer Verleugnung seiner Ungeduld umhergespähet hatte, den Syndicus bereits auf den Vorsprüngen des Steinbruches umherklettern und mit einem Hammer die versteinerten Muscheln herausschlagen, wobei ihm heute die Freiheit der Beute durch keinen Arbeiter beschränkt wurde. „Nun, mein Lieber, finden Sie was Brauchbares?“ rief ihm der Notar zu. Der Syndicus, der schon ein ausgebreitetes Tuch neben sich bepackt hatte, nahm sich die Zeit gar nicht zum Aufblicken, sondern rief dem lächelnden Frager wieder hinab: „Ich möchte den ganzen Berg

wegtragen — Ammoniten, Belemniten, namentlich aber Encriniten in seltener Pracht und Mannichfaltigkeit. Entschuldigen Sie mich bei der Gesellschaft, wenn ich mich absondere und noch länger hier bleibe; ich habe hier noch mehre Stunden zu thun."

Der jüngere Theil der Gesellschaft hatte sich die verwilderte Fasanerie ausersehen, um hier gemeinschaftliche Spiele zu unternehmen; die Felsengrotte bot den älteren Damen und Herren einen schattigen Ort der Ruhe dar, von wo sie zugleich in den malerisch schönen Gebirgskessel hinabsehen konnten. Der Notar unterhielt sich vielfach, doch schweiften seine Augen recht oft über die Wege nieder, die von unten heraufführten, und ruhten zuweilen mit dem Blicke eines Habichts, der eine Feldmaus von oben herab bewacht, auf dem Schlosse, welches sich in der Mitte des Thalbeckens über die alten Linden und Ulmen seiner nächsten Umgebung erhob. Die Gesellschaft bereitete sich allmählig vor, die Excursion nach einer tiefer liegenden Quelle und deren Wasserfall fortzusetzen und dann durch den öffentlichen Theil des Schloßgartens nach der Dorfseite zurückzukehren, wo man die Stunden bis zur gemeinsamen Tafel in der Forelle, und mit Waldschwärmen, Spiel und Siesta auf dem bewaldeten, hohen Thomasberge ausnutzen wollte; der Notar, in dieser Gegend sehr kundig, hatte eben die

Wegroute und die zu passirenden Naturschönheiten demonstrirt, als er plötzlich zerstreuter sprach, die Augen fester auf einen Gegenstand in der Tiefe heftete und zum Aufbruch ermunterte. Sein scharfer Blick durch die Brille hatte ihn eben den Schloßdiener erkennen lassen, welcher am Fuße der Bergerhebung auf einem Wiesenwege, der vom Schlosse herlief, hin und her ging, in die Höhe nach der Gesellschaft sah und ungewiß zu sein schien, ob er sich weiter vom Schlosse entfernen und der Gesellschaft entgegengehen dürfe. In des Notars Miene trat die listige Heiterkeit zurück, welche ihm eigen war, und er trieb eiliger zum Niedersteigen an.

Der Schloßdiener näherte sich, als er das Herabkommen der Gesellschaft gewahrte. Nach einer Viertelstunde hatten sich beide Theile so weit erreicht, daß der Notar sich kennbar machen und der Diener den Wink verstehen konnte, neben einer Weidengruppe zu verweilen.

„Gehen Sie nur weiter," sagte der Notar zu seiner nächsten Wandergruppe; „ich will den Menschen dort fragen, ob der Schloßpark von jener Seite offen ist." Rasch trat er an den Schloßdiener heran, schritt unter die Weiden und sagte: „Nun, Ihr habt ja lange warten lassen."

„Ja, mein Herr — die Zofe wollte erst nichts

von der Sache hören, da das Fräulein nicht wohl sei und kein Besuch auf das Schloß kommen dürfe; ich habe ihr aber scharf zugeredet, habe gesagt, daß ein vornehmer Herr aus Severn hier sei, der dem Fräulein eine recht angenehme Nachricht bringen wolle, uud da hat denn die Zofe endlich gemeint, daß gerade heute dem Fräulein eine angenehme Nachricht gut thun könne, ich möchte den Herrn nur bestellen, daß er um fünf Uhr in den Schloßpark an die steinerne Gallerie der Terrasse kommen möge, sie wolle dann sehen, das Fräulein in die freie Luft zu locken und dem Herrn ein Zeichen geben."

„Um fünf — hm! das ist spät — da muß ich meine Tagesordnung ändern — nun gut; aber warum bedarf das Fräulein gerade heute einer frohen Nachricht?"

„Die Kammerjungfer hat mir bei der Gelegenheit gesagt, daß der Graf heute Morgen dem Fräulein die Wohnung gekündigt und ihr befohlen hätte, übermorgen abzureisen. Ich habe auch schon einen Brief nach dem Dorfschulzen bringen müssen, daß der ihn schnell nach Severn auf die Post schickte, weil der Verwalter und die ganze Wirthschaft nicht zu Hause ist, aber der Schulze hat gemeint, an Festtagen könne er keinen Knecht die vier Stunden Weges mit dem Pferde fortschicken."

„Habt Ihr den Brief? Ich fahre heute Abend nach Severn zurück — könnte ihn mitnehmen."

„Ach, das wäre eine gute Gelegenheit; will es der Zofe sagen. Den Brief habe ich ihr vorhin wieder zurückgegeben; er war an den Grafen."

Schlauheit, Freude und Gedankenbewegung hatten in des Notars Miene einen lebhafteren Ausdruck erhalten. Als der Schloßdiener sich entfernte und über die Wiese gegen das Schloß zulief, folgte der Notar seiner vorausgeschrittenen Gesellschaft nur sehr langsam. Mit dem sicheren Lächeln eines Belagerers, dem die Zugänge einer festen Burg verrathen sind und der still seine Angriffspläne danach ändert, hatte er während seines langsamen Ganges die Gesellschaft und Natur vergessen und sich in die Welt des praktischen Juristen verloren.

Es dürfte an der Zeit sein, die geheimen Absichten und Gedanken, die der Notar schon unterwegs im Wagen bei vorkommenden Gelegenheiten zu verhüllen schien und bei dem ersten Erscheinen des Schloßdieners vor der Forelle durch einen neugierigen Eifer der Bestechung verrieth, jetzt näher kennen zu lernen.

Wir wissen bereits, daß er die Pfingstfahrt nach Deichstedt als eine Gelegenheit des Angenehmen und Nützlichen selbst bezeichnet hatte, indem er die Ehever-

schreibung im Hause eines Ackermannes in dieser Gegend abmachen wollte; er hatte aber auch weitere Mandate als Jurist erhalten, die ihn heute beschäftigten. Daß er, als der bedeutendste Notar und Advokat Severn's, dem früheren Oberregierungsrathe von Heimburg, der selbst ein ausgezeichneter Jurist von Charakter und Kenntniß war, mit dem er gleichzeitig die Universität besucht und später in Processen gegen den Fiscus mancherlei geschäftlichen Verkehr gehabt hatte, nicht fremd geworden sein konnte, ist natürlich; erinnern wir uns, wie er vor etwa zehn Tagen unter den offenen Steinlauben des Rathhauses dem über den Platz gehenden Herrn von Heimburg mit einer inneren Wärme nachgeblickt und seinen stillen Reflexionen in den Worten Ausdruck gegeben hatte: „Daß dieser Mann hat weichen müssen, das wird uns theuer zu stehen kommen! Freilich, wo ein Graf Rottorff die Oberhand gewinnt, da kann er einen Heimburg nicht dulden!“ — Gab er sich hierdurch schon als einen Freund Heimburg's und Feind des Grafen zu erkennen, so können wir nur eine Klugheit des Juristen, welche die eben ausgesprochene Sympathie vor den Ohren der Anderen zu schwächen suchte, oder auch eine stille politische Absicht darin suchen, daß er im weiteren Gespräche über die obervormundschaftlichen Eingriffe in die Regierung des Fürstenthums, die Gemüther zu be-

ruhigen bemüht war, und die Wirkung der Ereignisse auf die öffentliche Stimmung als eine spurlos vorübergehende bezeichnete, überhaupt mit einer scherzhaften Laune den Ernst der Angelegenheit abzustumpfen suchte. — Erinnern wir uns ferner, wie er heute während der Fahrt gegen den Kaufherrn sich über die Unvorsichtigkeit äußerte, jetzt schon eine Partei in Severn für Herrn von Heimburg an das Licht treten zu lassen, und daß er nach dem Feste in den bürgerlichen Vereinskreisen, wo er als juristischer Führer viel galt, selbst das Wort ergreifen wolle; rufen wir uns zurück, daß Herr von Heimburg vor wenig Tagen dem Gastwirthe und Posthalter Scheele zu Mingen den Auftrag gab, alle Mittheilungen an ihn mit der Adresse des Notars Fabricius zu versehen, um jedes Aufsehen zu vermeiden; bemerken wir noch dazu, daß jener Posthalter der jüngere Bruder des Ackermannes Scheele war, dem er ein Capital des Kaufherrn zuführen wollte, so können wir uns der Vermuthung nicht entschlagen, daß der Notar längst in einem geheimen, juristischen und politischen Verhältnisse mit dem Herrn von Heimburg stand und seine heutige Absicht auch auf die Bewohnerin des Schlosses Deichstedt gerichtet war, von der er die Aufmerksamkeit des Kaufherrn durch die Warnung vor gräflicher Spionage abzuhalten für gut befunden hatte.

In der That war der Notar Fabricius der stille Advocat des Herrn von Heimburg, wo dieser aus Klugheitsrücksichten nicht persönlich heraustreten durfte. Beide Freunde hatten sich über den Weg ihres gemeinsamen Programms verständigt; auch Herr von Falk, der seit Kurzem wieder aufgetaucht und sowohl in der Königsstadt, wie in Severn gesehen worden war, hatte sich, da er sein Mandat der fremdländischen Regierung, deren Geschäftsträger er am fürstlichen Hofe seit der Vermählung des Fürsten gewesen, nicht mehr aufrecht erhalten konnte, dem Herrn von Heimburg zur gemeinsamen That angeboten und war als ein kluger, diplomatischer Mann angenommen worden. Diese drei Männer wollten das Testament des hochseligen Fürsten gegen die Annexionsgelüste der Obervormundschaft auf gesetzlichem Grunde und von den Umständen und dem Charakter der Gegner gebotenen Umwegen zur Geltung bringen. Man war aber zum Verständniß gekommen, daß das Prinzip, welches sie bekämpften, nicht eher Aussicht auf Beseitigung desselben gewähre, als bis der Einfluß des zur Zeit mächtigen und als obervormundschaftlicher Commissarius dem Fürstenthume verderblichen Grafen Rottorff gebrochen sei, daß der Sturz desselben aber nur möglich werde, indem man ihn als öffentliche Person in seinen die Ehre gefährdenden Schwächen entblöße

und unmöglich mache. Man wollte ihn mit einem Worte aus der Gesellschaft verdrängen.

Der Verfall der gräflichen Güter und des Vermögens des luxuriösen, seiner öffentlichen Stellung Alles opfernden Grafen war dem Notar wohl bekannt, und man hoffte schon durch den natürlichen Gang der schlechten Oekonomie den Gegner stürzen zu sehen; um so größer war die Ueberraschung und Erbitterung, als Herr von Heimburg die Enttäuschung erfahren mußte, daß die ihm zu seinen Plänen nothwendigen Geldmittel der Frau von Mingerode durch eine Intrigue des Grafen und die Abtrünnigkeit der ehrgeizigen und launenhaften Frau in die Hände des zeitlebens gehaßten Gegners fallen sollten.

Von dem Verhältniß der Deflory und deren Sitz auf Deichstedt war Herr von Heimburg genau unterrichtet, denn der Ackermann Scheele in Sehnde rapportirte genau an seinen Bruder, den Posthalter in Mingen, wo Heimburg die Mittheilungen empfing. Bei dem Charakter des Grafen, welcher zu willkürlichen Handlungen des Egoismus stets geneigt war, und als guter Jurist mußte sich Heimburg sagen, daß die Deflory unmöglich die Bewohnerin des Schlosses Deichstedt sein würde, wenn sie nicht Rechte sich erworben habe, die den Grafen an sie bänden; diese Rechte kennen zu lernen, die möglichen Verbriefungen

derselben in die Hände zu bekommen, damit die stolze Frau von Mingerode zu erschrecken und zu beschämen, das waren die Gedanken des Herrn von Heimburg gewesen, als er vor ein paar Tagen mit gekränkten Gefühlen Mingen verließ und vorher Posthalter und Gutsverwalter instruirt hatte.

Der Notar Fabricius hatte das Mandat erhalten, die unverdächtige Pfingstfahrt nach Deichstedt zu benutzen, um einen Zugang zu der Deflory und möglicher Weise zu ihren Rechten auf den Grafen zu erlangen. — Die Pläne, welche der Notar für diesen Zweck entworfen hatte, änderte derselbe im Stillen mehre Male, je nach den unvorhergesehenen Umständen; wir begreifen jetzt, wie das Begegnen des Grafen an der Brücke ihn unangenehm überraschen, wie das Erscheinen des Schloßdieners ihn in hohem Grade mit Eifer und neuen Plänen erfüllen mußte, mit welchem siegreichen Gefühle er jetzt der Gesellschaft nachging, die jubelnd und arglos keine Ahnung davon hatte, daß das unterhaltendste und liebenswürdigste Mitglied der Pfingstpartie nur langsam folgte, weil in seinem Kopfe der Jurist und Patriot sich beriethen, wie heute um fünf Uhr ein großes Resultat erzielt werden könne.

Die drei Männer, welche den Kampf gegen die Obervormundschaft des Fürstenthums und der Prinzen

zu leiten und zu führen beschlossen hatten, waren bereits zu einem Schritte gekommen, dessen nächste Wirkung wir erfahren haben, ohne die eigentliche Ursache derselben zu kennen. Wir erinnern an den Brief, welchen der Prinz Waldemar im Schloßgarten zu Severn am Wege aufgenommen und mit einer an Geistesschwäche grenzenden Indolenz in seinem Schreibtische hatte liegen lassen, als ob er recht eigentlich gefunden werden sollte. Die Uebertragung der Gouverneurstelle an den Obersten von Lübsen war so unvorbereitet und so schnell erfolgt, daß Herr von Heimburg gar nicht Zeit gewann, die sofort für ihn unzugänglich gemachten Prinzen noch einmal zu sprechen und namentlich dem ältesten Winke für seine Zukunft und sein Verhalten zu geben. Er sann auf Mittel und Wege, dem Erbprinzen die Gefahr für Person und Erbe und ein Klugheitsregulativ mitzutheilen, wonach er handeln und den neuen Gouverneur über seine bessere Kenntniß der Situation täuschen, auch erfahren solle, wie er in dem Grafen den Feind seines legitimen Rechtes auf das Fürstenthum zu erkennen habe. Der Oberst hatte nicht ganz Unrecht, wenn er bei der ersten Begegnung auf Luisenruh gegen den Grafen äußerte, daß die Schloßdienerschaft wegen der mit der Abreise des Prinzen bevorstehenden Entlassung mißgestimmt und von ihm mit Argwohn betrachtet wäre;

wirklich hatte sich der bisherige Kammerdiener des Erbprinzen, der früher schon bei dem hochseligen Fürsten Reise- und Feld-Leibdiener gewesen, ein Mann von etwas romantischer Stimmung und von persönlichem Muthe in Allem war, was seine Phantasie bewegte, in die Rolle eines politischen Agitators hineingeworfen. Wir sagen „Rolle" — denn Flügge, so hieß er, war früher Schauspieler an der fürstlichen Bühne gewesen, wo er in kleinen, intriguanten und komischen Parthien nicht ohne Talent und Ergötzung des Fürsten spielte. Es war in den Verhältnissen des Fürsten zur Bühne nichts Ungewöhnliches, daß Leute aus dem Hoftheaterpersonal in fürstliche Dienste übergingen, sobald sie dem Durchlauchtigsten Herrn oder dem Obersten, der die Adjutanten- und Hofmarschallfunctionen in sich vereinigte, gefielen oder, was noch mehr sagen will, gute, verschwiegene Dienste leisteten. Flügge war aus seiner zukunftslosen Schauspielerlaufbahn in die eines Reise- und Campagne-Leibdieners des Fürsten durch den Obersten von Lübsen übergeführt, der durch diese Beförderung eine Bedingung erfüllte, wenn jener die vom Obersten zeitweise zur Freundin engagirte Choristin heirathen würde, die in Gefahr gerathen war, Mutterpflichten zu erfüllen. Flügge wurde mit seiner neuen Anstellung zugleich Gatte und bald darauf Vater. Das

geschah vor über zehn Jahren, aber er blieb unausgesetzt der Günstling und Vertrauensmann des Obersten, der ihn auch gleich nach dem Tode des Fürsten, um ihn zu entschädigen, zum Kammerdiener des Erbprinzen machte. — Bis zu der Stunde, wo der Oberst, als neuer Prinzengouverneur, dem Kammerdiener sagte: „Mein lieber Flügge, es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß höherer Wille die Gesammtdienerschaft des hochseligen Fürsten zu entlassen beschlossen hat und auch Sie sich nach einer anderen Stellung umsehen müssen, wenn eine kleine Pension nicht ausreicht —" war Flügge ein treuer Anhänger des Obersten gewesen, jetzt aber entbrannte in seiner Schauspielernatur, als alle Recapitulation früherer Verheißungen und erworbener Rechte bei dem achselzuckenden Obersten erfolglos blieben, das Gefühl der Feindschaft und Rachsucht. Mit einer Phrase des Spiegelberg aus Schiller's Räubern, den er einst gespielt hatte und die er im Vorzimmer brummte, verließ er den Obersten, theilte seiner Frau das Ereigniß mit und diese, entrüstet über die Treulosigkeit ihres einstigen Gönners, eilte zu ihm, wurde aber mit herzlichen Entschuldigungen und einem zärtlichen Wangenkniff abgefertigt. Beide Gatten brüteten jetzt auf Rache und ein neues, entschädigendes Unterkommen. Die weibliche Bosheit gab ihm den Gedanken ein, der schnell in seiner Bühnen-

gesinnung zündete. „Geh' zu Herrn von Heimburg," sagte sie, „ihn haben sie auch verjagt, er wird Dich brauchen können, aber bleibe gegen den Obersten ein unterwürfiger Schuft; denke, Du spieltest wieder den Diener in Barneweldt; der alte Geck hat mir versprochen, daß Du der Letzte sein solltest, der verabschiedet würde."

Flügge, der in der Nähe der Gemächer des Erbprinzen schlief, gab durch kein Zeichen zu erkennen, daß er nicht mehr der treue Diener des Obersten sei, der ihm sogar bei der Wiederbegegnung einige tröstliche Hoffnungsworte sagte und ihn beauftragte, den Erbprinzen genauer zu bewachen, auch jeden Tag das Zimmer zu durchsuchen. Dennoch war Flügge bei Herrn von Heimburg gewesen und hatte diesen, der anfangs glaubte, daß der Oberst einen Versucher abgeschickt habe, und ihn entschieden zurückwies, durch den überzeugenden Ernst der Gesinnungswandlung gelockt, sich dieses gewandten und schlauen Menschen als Werkzeug seiner höheren Pläne zu bedienen. Heimburg war klug genug gewesen, sein Vertrauen nur gegen die Gewißheit einer in Flügge brennenden wahrhaftigen Feindschaft gegen den Obersten auszutauschen und ihm Hoffnungen zu machen, seine Dienste nach den Erfolgen zu belohnen. „Verschaffen Sie mir eine heimliche Unterredung mit dem Erbprinzen vor dessen

Abreise," hatte Heimburg gesagt. Nach einigem Besinnen war Flügge's Antwort gewesen: „Gut, das werde ich dramatisch einleiten; ich werde die Scene entwerfen und Ihnen zur Genehmigung mittheilen. Ich kenne alle Schliche und Wege im Schlosse, aber, gnädiger Herr, Sie müssen eine Mitternachtstunde daran wenden."

Flügge verstand es, seine Dienste in die Form eines Intriguenstücks zu bringen. Er wußte am nächsten Morgen dem Prinzen beim Ankleiden eine Sehnsucht nach dem früheren Gouverneur zu erwecken, ihn noch einmal zu sehen und Abschied von ihm zu nehmen; er erfüllte den Prinzen mit Mißtrauen und Furcht gegen den Obersten; er entwarf ihm den heimlichen Plan, den er ausgedacht hatte. Er ließ mit verstellter Hand von seiner Frau den Brief schreiben, den er in den Garten an die verabredete Stelle warf, wo der Prinz denselben, möglichst vor den Augen des Hübner, aufnehmen und scheinbar verbergen sollte. Da der Informator es nicht bemerkt zu haben schien, so ließ er sich den Brief vom Prinzen wiedergeben, um ihn, angeblich im Schreibtische desselben gefunden, dem Obersten einzuhändigen und demselben ein neues Zeichen der Treue zu geben. Die Behauptung des Obersten, daß er den Brief bei persönlicher Controle selbst im Schreibtische gefunden habe, war eine Lüge,

womit der eitle Mann nur vor Herrn von Bock und dem Grafen seinen klugen Eifer beweisen und sich ein größeres Verdienst beimessen wollte. Flügge kannte die geckenhafte Bornirtheit des alten Lebemannes zu gut, um ihn nicht in seiner Comödie zum Narren zu machen. — Heimlich lächelte Flügge, als er den Obersten forteilen sah, um den Ministerialrath aufzusuchen, wie gegen Abend die Schloßwache verstärkt, ein Posten an die Terrasse unter dem Balkon des Eckflügels gestellt wurde, wie der Oberst selbst die Thüren schloß, die gegen jenen Balkon von den Gemächern des Erbprinzen führen konnten, wie er dem Kammerdiener befahl, in seiner Stube wach zu bleiben und er selbst gegen Mitternacht in den Salon schlich, der durch ein Cabinet in das Schlafgemach des Erbprinzen einen Zugang gewährte.

Allerdings war der Prinz ungewöhnlich still und auch beim Dominospiel mit dem Obersten zerstreut und schläfrig erschienen; freilich hatte der Posten an der Terrasse um Mitternacht Schritte gehört, aber Niemanden gesehen, und der horchende Oberst wahrgenommen, daß der Prinz in seinem Zimmer umhergegangen, dann aber sich ruhig verhalten habe. Hätte auch der Oberst eintreten und den späten Nachtwandler überraschen wollen, so würde er eine verriegelte Thür gefunden haben, denn die Schritte, welche jener hörte,

waren allerdings die des Prinzen gewesen, der aber, bereits längst von seinem Rendezvous mit Herrn von Heimburg zurückgekehrt, noch über das Erfahrene nachdenkend im Sessel gesessen war. Nicht umsonst hatte Prinz Waldemar wegen Schläfrigkeit früher als gewöhnlich die Nachtruhe verlangt; Flügge's „Regie des Drama's", wie er es nannte, war vortrefflich durchgeführt. Die Aufmerksamkeit war auf die Terrasse und die Mitternachtstunde hingelenkt worden; Niemand ahnte, daß schon um zehn Uhr, als Hübner die Kunde von der bestellten Extrapost des Herrn von Heimburg zu dem Ministerialrathe bringen mußte und der Oberst die Rückkehr des Informators in seinem Siestastuhle abwartete, der Prinz mit dem Oberregierungsrathe im dunklen Zimmer des Kammerdieners verkehrte, der auf heimlichen, unbeachteten Wegen den Herrn von Heimburg in das Schloß und in sein sicheres Stübchen geführt und dann den Prinzen dorthin gewinkt hatte.

Die Unterredung war nur eine sehr kurze, aber inhaltreiche gewesen; Heimburg hatte dem Prinzen das Testament seines Vaters mitgetheilt, die obervormundschaftlichen Eingriffe in seine Rechte erklärt, die Pläne angedeutet, welche der Graf ersonnen habe und leite, die Volljährigkeit des Prinzen in zwei Monaten betont und ihm gerathen, ruhig die Schritte abzuwarten,

welche er mit den patriotischen Freunden der fürstlichen Dynastie für die Erbrechte und die Selbstständigkeit des Fürstenthums unternehmen würde. Er hatte dem Prinzen schließlich gesagt: „Man giebt Sie für geistesschwach aus, Durchlaucht; man wird darauf weiter bauen; gewinnen Sie sich eine größere Freiheit von der Ueberwachung dadurch, daß Sie sich geistig gleichgültig stellen, daß Sie unschädlich erscheinen. Der Graf ist Ihr heftigster Feind, das vergessen Sie keinen Augenblick, ohne es zu verrathen; trauen Sie keinen Lehren und Grundsätzen, welche der neue Informator Ihnen zu geben instruirt ist, aber hören Sie es ruhig an."

Jetzt können wir uns das Benehmen des Prinzen bei dem Empfange des Grafen auf Schloß Luisenruh erklären; er schien dem Rathe seines Freundes nicht ganz nachgekommen zu sein, wenigstens die Verschlossenheit und den Gleichmuth nicht völlig beobachtet zu haben; der Graf selbst war erstaunt gewesen über die Aeußerungen desselben und auf den Verdacht gekommen, daß dennoch ein fremder Einfluß stattgefunden haben müsse. Herr von Heimburg würde unter anderen Umständen gewiß nicht den träumerischen Prinzen in seine Rechte und deren Gefahren eingeweiht haben, hätte es nicht die Noth der letzten Stunde gefordert, ihm wenigstens Funken in das Bewußtsein zu werfen,

die einen leitenden Schein auf seinen Weg abgeben konnten. —

Der Kopf des nachdenkenden Notars war noch von den Erinnerungen der ihm bekannten Ereignisse durchkreuzt, welche wir eben enthüllt haben, als er langsam der Gesellschaft folgte, welche bereits am Fuße des Thomasberges angelangt war und sich am Holzrande sammelte, um durch das Thalbecken die Richtung nach der Quelle und deren Wasserfall einzuschlagen, den der Notar sehr gepriesen hatte. —

„Wo bleiben Sie denn, Freundchen?“ rief ihm der Kaufherr entgegen, welcher sich mit seiner Frau auf einen Rasenhügel am Holzrande niedergelassen hatte und im Begriff war, die Flasche seiner Reisetasche zu entkorken; — „man sieht es Ihnen an, Sie sind auch müde. Die Natur ist recht hübsch, aber gewaltig strapazirend; ich bin so matt, als hätte ich zwölf Stunden en suite in meinem Comtoir an einem Posttage gearbeitet.“

„Ich fragte den Burschen nur aus, ob es hier noch schöne Parthien gäbe, die sehenswerth seien,“ erwiderte der Notar, indem er den Hut abnahm und sich mit dem seidenen Taschentuche die Stirne abrieb.

„Um Gotteswillen, wir haben schon genug des Sehenswerthen; man verdirbt sich durch vieles Laufen und Bergsteigen den Appetit zum Diner. Meine

Frau kann auch nicht mehr und wir haben eben schon conspirirt und gedacht, die Gesellschaft nach der Quelle wandern zu lassen, und uns heimlich durch die Wiese dort nach der Forelle zurückzuschleichen."

„So will ich Ihnen einen Vorschlag machen; wir nehmen den Schuldirector mit, der sich nach den alten Töpfen mit Münzen ebenso sehnt, wie Sie nach den Fleischtöpfen der Forelle, stehlen uns dort hinter dem Schloßgarten weg nach dem Dorfe, lassen einen Wagen anspannen und fahren nach Sehnde, um die Eheverschreibung vorzunehmen, sind nachher frisch und munter wieder zur Stelle und sehen den Spielen der Jugend zu."

„Mir aus der Seele gesprochen," rief der Kaufherr. „He, Director!"

Dieser kam eben, als er den Notar bemerkte, heran, um an den archäologischen Fund zu erinnern, den er erst gesehen und möglichst erworben haben müsse, um, wie er gestand, sich ordentlich an der Naturfreude betheiligen zu können. Er war sofort bereit, den Vorschlag des Notars, den der Kaufherr ihm mittheilte, ausführen zu helfen. „Komm" — sagte der Kaufherr zu seiner Frau — „während unser Freund Fabricius sich und uns auf eine gute Art von der Gesellschaft abentschuldigt, verziehen wir uns langsam dort am Holzrande nach der Forelle zu." Der

Notar suchte seine Frau auf, theilte ihr seine Absicht mit, jetzt schon das Geschäft in Sehnde abzumachen, da Bauersleute am Festnachmittage nicht im Hause zu bleiben pflegten, forderte sie auf, seine und seiner Begleiter Abwesenheit bei der Gesellschaft zu entschuldigen und eilte dem Kaufherrn nach, der mit Frau und Schuldirector bereits hinter der Waldecke verschwunden war. Sie erreichten die Forelle; der Notar ließ eine der Chaisen anspannen, nahm seine Acten aus dem Kasten, der zugleich Flaschenkeller war, die Frau des Kaufherrn bat sich von der Wirthin den Sopha eines Zimmers aus, um ein wenig zu schlummern, und die drei Männer fuhren davon. Die Entfernung war nicht weit; nur eine Wiese und ein bewaldeter Hügel trennten beide Dörfer; man fuhr zunächst zu dem Ackermann Scheele in Sehnde, der den Notar als alten Bekannten begrüßte und in dem Kaufherrn bald den Capitalisten vermuthete, welcher denn auch nach Einsicht der Hausacten, Baulichkeiten und des Bodens bereit war, eine erste Hypothek darauf zu legen; dann fuhr man zurück, kehrte bei dem Ackermann des zu Deichstedt gehörigen Hofes ein, nahm die Eheverschreibung auf, wobei des Notars Begleiter als Zeugen fungirten, und wanderte dann, da der Wagen fortgeschickt war, nach dem Wassermüller, unterhalb des Dorfes, um die von diesem aufgefundenen

Thongefäße, Münzen, Ringe und Werkzeuge früherer Zeiten zu besehen. Jetzt fing des Schuldirectors Festfreude erst an; er erkannte den Fund für römische Alterthümer und veranlaßte den Notar zur Aufnahme eines Protokolls, worin der Müller versprechen mußte, gegen einen übereingekommenen Preis, keinem Andern, als dem Director diese Antiquitäten zu verkaufen, sobald er sein Eigenthumsrecht bei dem Amte bekräftigt habe, wozu ihm der Notar noch die nöthigen Rathschläge ertheilte. Als der Kaufherr, den alle Münzen, die außer Cours waren, nicht interessirten, zur Rückkehr trieb und der Notar auf seiner Uhr sah, daß schon die vierte Nachmittagsstunde begonnen hatte, so ließen sie den Schuldirector, der ein Buch aus der Tasche gezogen und ein ernsthaftes Studium der Gegenstände begonnen hatte, bei dem Wassermüller zurück und wanderten durch das Dorf der Forelle zu. Die Gesellschaft war noch nicht heimgekehrt; ein Bauernknabe sagte auf Befragen aus, daß er die Herren und Damen im Schloßgarten gesehen habe. Dahin begab sich der Notar nun sofort und ohne Begleitung, da der Kaufherr bei seiner, in der Laube am Teiche sitzenden Gattin bleiben wollte.

Der Notar hatte nicht nur die Absicht, die Gesellschaft aufzusuchen und sie rechtzeitig aus dem Schloßparke zu entfernen, sondern auch die Oertlichkeit an-

zusehen, wo er um fünf Uhr sich einzustellen hatte. Er fand die Gesellschaft in einer Gegend des Parkes, wo ein mit alten Bäumen bepflanzter, ringsum mit steinernen Bänken und Grotten umgebener Platz die älteren Personen zur kühlen Ruhe, die jüngeren zu einem Blindekuh-Spiele eingeladen hatte. Mit heiteren Vorwürfen empfing man den Deserteur, wie man den Notar nannte. Nachdem er einige Zeit dem Spiel zugesehen und sich mit den Ausruhenden unterhalten, auch erfahren hatte, daß der Syndicus noch nicht wieder sichtbar geworden und wahrscheinlich auf dem Steinbruche geblieben sei, suchte er auf eine nicht auffällige Weise sich zu entfernen, um das Terrain seiner bevorstehenden Unternehmung zu prüfen. Er fand die steinerne Gallerie der Terrasse, welche, den Schloßgraben überwölbend, sich als erhöheter und abgeschlossener, überlaubter und mit altmodigen, geschorenen Hecken, mythologischen Steinbildern und verfallener Wasserkunst versehener Garten gegen den großen Park durch eine feste Grundmauer und die schwere Steinbalustrade abgrenzte und hier nur durch eine überwachsene schmale Treppe zugänglich war, deren niedere, eiserne Pforte, aus den Angeln gerostet, offen stand. —

Vorsichtig, von Hecken und Büschen gedeckt, orientirte sich der Notar; vom Schlosse aus führte eine

spitzgewölbte, kleine Thür auf die Terrasse; ein geharkter Weg lief gegen eine Muschelgrotte, in welcher ein moderner Tisch, eine gepolsterte Fußbank, ein mit einem Polster belegter Gartenstuhl, ein zweiter angestrichener Stuhl und auf dem Tische ein Glas, halb mit Wasser gefüllt, standen. Hier mußte der Ort sein, wo der verfallene Lustgarten vergangener Geschlechter noch von einem einsamen Leben der Gegenwart gesucht wurde; hier mußte die Deflorh gesessen, gehofft und einst vielleicht mit dem Grafen vom künftigen Glücke geplaudert haben. —

Nach kurzer Zeit stand der Notar wieder unvermerkt hinter einer ruhenden Gruppe der Gesellschaft und sah dem Spiele der Jünglinge und Mädchen zu. Es schlug vier Mal auf dem Deichstedter Kirchthurme an. Der Notar klatschte in die Hände, trat in die Mitte der Gesellschaft und rief: „Nun folgt meinem Rathe, lieben Freunde und Freundinnen; der Ort hier ist feucht und kühl; ein Pfingstschnupfen ist nicht weniger unangenehm, als ein Alltagsschnupfen. Sie sind warm, hier dürfen Sie nicht ausruhen; lassen Sie uns langsam aufbrechen nach dem sonnigen und doch erfrischenden Thomasberge, den Sie noch nicht genossen haben in seiner Annehmlichkeit und Aussicht in das Land. In zwei Stunden beginnt das Hauptmahl, wir haben vom Thomasberge näher nach der Forelle, als

von hier.“ — Die Notarin hing bei diesen Worten des Gatten ihrer vom Laufen heißen Tochter ein Tuch über die Schultern, andere Mütter wurden besorgt und stimmten in den eben gehörten Rath ein. Der Notar erreichte, was er wollte, die Gesellschaft brach auf, der Park wurde für seinen baldigen stillen Gang von Lauschern gesäubert. —

---

Wir verließen Mariette Deflory, als sie mit größerer Fassung an den Schreibtisch ging, um in einem Briefe an den Grafen noch einmal ihre Liebe, ihren Schmerz, ihren Widerstand auszudrücken, mehr, um sich selbst zu erleichtern, als um sich in der Hoffnung einer Umkehr des Grafen zu bestärken. Die an der Thür lauschende Zofe hörte nur zeitweise einen Seufzer, oder ein ausgestoßenes Wort der Trostlosigkeit. Sie erschrak, als sie den Ausruf hörte: „Ah! ich bin ehrlos, nur mit gemeinen Menschen werde ich noch verkehren können!“ — Erst nach zwei Stunden erhielt die Zofe den Brief, um ihn, da der Verwalter weggefahren und kein Knecht zu Hause war, durch Heinrich nach dem Dorfschulzen zu senden, um einen reitenden Boten damit nach Severn zu befördern. Eine andere Postgelegenheit gab es in dieser Gegend nicht. Heinrich brachte den Brief zurück, Mariette

warf ihn mit der Geberde der Hülflosigkeit auf den Tisch, auf dem er geschrieben war.

Jemehr ihre Leidenschaft dem ruhigeren Gefühle der Kränkung und Vergewaltigung ihrer Rechte gewichen war, um so mehr trat die Realität vor ihre Seele und die Frage: „Wohin? Was im Leben sein und was beginnen?“ suchte nach einer möglichst gewissen Antwort; aber Alles, was ihr von Schmerz und Empörung verdunkelter Verstand ihr eingab, scheiterte an dem Gedanken: „Du kannst unmöglich von der Wohlthat eines Mannes existiren, der Dich um Herz und Ehre betrogen hat und Deine Liebe und Unschuld wie eine gemeine Dienerin ablohnt!“ Konnte sie nicht des Grafen legitime Gattin werden, so wollte sie nicht die pensionirte Buhlerin sein. Aber wohin? Wie, wodurch, mit wem leben? — In ihrer Rathlosigkeit rief sie aus: „O, wenn mir doch ein mitleidiger Gott einen Boten sendete, sei es ein Mensch oder nur ein Gedanke, der mir sagte, was ich thun soll, ob lieben oder hassen, leben oder sterben, der mir sagte, ob ich ehrlos oder der Achtung guter, ehrlicher Menschen würdig sei. Gott, Du siehst in mein Herz, Du warst gegenwärtig, als jener Mann, der mich jetzt verstößt, das arglose, schuldlose Mädchen bethörte und ihm das Recht der Liebe mit verführerischer Rede deutete. Verständniß ist mächtiger als Ver-

hältniß — so flüsterte er in meine leichtgläubige Seele, als der Schreck über mich kam!“

Die Kammerjungfer, welche mit dem Schloßdiener Heinrich lange Zeit in ihrer Stube geredet hatte, war, als jener längst fortgegangen war, mit einer aufgeregten Miene in das Vorzimmer ihrer Herrin geschlichen und horchend an der Thür stehen geblieben. Sie hörte den Ruf: „Gott sende mir einen Boten, der mir sage, was ich thun soll!“ In die Miene der Zofe trat eine größere Spannung und Kühnheit; sie schlich aus dem Vorzimmer wieder auf den Corridor und ging hier aufgeregt auf und nieder. Dann eilte sie, als sie vom Fenster aus die bunte Gesellschaft am Abhange des Elfenblickes gegen den Steinbruch sich bewegen sah, in die Stube des Dieners und fand diesen grollend am Fenster stehen, ebenfalls der entfernten Gesellschaft mit den Augen folgend.

„Heinrich,“ sprach sie — „es könnte dem Fräulein doch eine angenehme Nachricht gut thun; gehe hin, passe dem fremden Herrn auf, sage ihm, daß er um fünf Uhr an die Gallerie der Terrasse kommen möge, hier will ich ihm ein Zeichen geben, wenn es mir gelingt, das Fräulein in die freie Luft zu locken.“

„Und die zwei blanken Thaler werden uns auch nicht übel thun,“ sagte Heinrich; „vielleicht können wir noch mehr von dem freundlichen Herrn verdienen.

Als ich nach dem Schulzen ging, fragte ich den Forellenwirth, wer der Herr mit der Brille sei, und er antwortete: „„Das ist ein vornehmer Mann aus Severn, ein Notar.““

„Ach, dann schickt ihn wohl der Graf?“

„Glaub's nicht, dann brauchte er ja nicht heimlich für Geld in's Schloß zu schleichen.“

Die Kammerjungfer besann sich einige Augenblicke; dann faßte sie Muth und sprach: „Laufe hin, um fünf Uhr — vielleicht thue ich etwas Gutes!“

Heinrich eilte davon, die Zofe ging nachdenkend wieder auf dem öden, gewölbten Corridor hin und her und blieb dann am Fenster stehen, um Heinrich zu verfolgen, der den Weg über die Wiese einschlug nach der Richtung des Steinbruchs. Baumwipfel und Hügel entzogen ihr bald die weitere Aussicht auf den Weg des Dieners.

Erst um vier Uhr wagte sie, mit geheimer Beklommenheit, die bisher einsam gebliebene Herrin auf eine Erholung auf der Terrasse anzureden. „Später, wenn es still in der Gegend, wenn das Dorf im Kruge versammelt und die Luft kühler ist — nicht wahr, liebes Fräulein, dann gehen Sie in die Muschelgrotte, wo Sie ja so gern sitzen.“ So schmeichelte sie und wurde muthiger, als Mariette sie schweigend anhörte, tief einathmete, den schönen Hals streckte, an

das Fenster trat und seufzte: „Ach! mir ist so eng in der Brust, als ob ich ersticken müßte!“

„Dann hilft nur die freie Luft; es ist so schön heute; sogar aus Severn ist eine große Gesellschaft gekommen, um die prächtigen Berge zu genießen, die wir so nahe haben und nun bald nicht mehr sehen werden.“

„Später; ja, ich will Abschied nehmen von meiner Grotte, in der ich so oft von einem Glücke träumte, das heute zerstört ist, wo ich meine bangen Stunden der Einsamkeit durchlebte, wo jede Muschel ein vertrautes Ohr ist, das meine Klagen und Hoffnungen behorchte und bewahrte. Ach, wohin?“

„Das wird der Himmel schon eingeben; der sendet oft in größter Noth einen unvermutheten Boten der Hülfe.“

„Wer gab Dir diesen Gedanken ein? Ja, ein Engel der Gnade kann mir nur sagen, wohin ich übermorgen mein Haupt legen soll. — Allein, allein stehe ich in der Welt!“

„Ich werde Sie doch nicht allein ziehen lassen! Mir ist es immer, als ob eine freudige Botschaft, eine Pfingstbotschaft noch den heutigen traurigen Tag versöhnen werde; der Himmel will sicherlich nicht, daß Sie allein trauern, wo die ganze Welt sich freut.“

„Ich danke Dir für Deinen Trost. Aber was soll das? Was willst Du?“

„Ei, ich kann Sie nicht so in der häuslichen Kleidung sehen, obenein am Festtage. Sie müssen noch Toilette machen, wie es Ihre Schönheit verlangt und Ihre Gewohnheit ist. Haben Sie sich nicht immer für die Einsamkeit, vor sich selbst geschmückt? Sagten Sie nicht oft, daß es Muth und Befriedigung gebe, wenn man sich auch in der Einsamkeit kleide, als ob man in der Welt gesehen werde? Im Spiegel sollen Sie sich schön und unvernachlässigt sehen, dann werden Sie wieder stolz und ungebeugt sein.“

Die eigensinnige Beharrlichkeit der Zofe gegen das Sträuben Mariette's hatte den Erfolg, daß diese endlich sich die Erneuerung der Frisur, die Anlegung eines weißen Kleides und Chemisettchens gefallen ließ, aber jeden Schmuck verweigerte. „Ach, Fräulein, wie schön sind Sie jetzt,“ rief die Zofe; „nun bin ich wieder froh und Sie können nicht mehr so muthlos bleiben! Sehen Sie in den Spiegel; wer Sie erblickt, muß Sie lieben. Die ganze Welt gehört Ihnen jetzt wieder. O, wenn doch ein Mensch Sie sähe!“ Sie zwang Mariette vor den Spiegel und der Anblick ihrer seltenen Schönheit schien jener selbst ein schmerzliches Lächeln abzugewinnen.

„Nun werde ich die Muschelgrotte herrichten,“ rief

die Zopfe vergnügt; „Sie werden dort den Kaffee trinken."

Ohne weitere Antwort abzuwarten, eilte sie hinaus.

Es war fünf Uhr geworden; die Kirchthurmglocke verkündete diese Stunde, als die Zofe eben mit Herrichtung der Grotte fertig war; unter unruhigem, neugierigen Spähen nach der steinernen Balustrade und mehrmaligem, vorsichtigen Hinschleichen hatte die Zofe den Tisch mit einer Damastserviette und einem Kaffeeservis bedeckt, den Gartensessel abgestäubt, das Fußpolster vorgeschoben, rasch einige Blumen gepflückt und in das Wasserglas gesteckt, welches noch halb gefüllt auf dem Tische stehen geblieben war. Dann trat sie an die steinerne Brüstung der Terrasse und blickte in den Park nieder. „Hm!" brummte sie, „sollte man den etwas dummen Heinrich nur zum Narren gehabt haben? Da habe ich nun Alles hergestellt und nun ist es eine Aprilschickerei." Sie wollte eben verstimmt in das Schloß zurückgehen, als sie bemerkte, daß Jemand im Parke gehe; ein Herr kam eilenden Schrittes und mit erhitzten Wangen auf dem Wege nach der Terrasse heran; bald erkannte sie den ihr von Heinrich bezeichneten Herrn mit der Brille. Etwas zaghaft erwartete sie dessen Näherkommen, sah nach dem Schlosse zurück und in die lichten Stellen des Parkes, ob sie auch nicht beobachtet werde, und huschte

dann die Treppe der Terrasse hinunter, um den Fremden zu zwingen, ihr hinter die Mauer der Balustrade zu folgen. Der Notar, welcher sichtlich in Eile den Weg von dem Thomasberge her zurückgelegt und erst eine späte Gelegenheit gefunden haben mußte, sich von der Gesellschaft zu entfernen, trocknete sich mit seinem Seidentuche die Stirn, fixirte die Harrende und näherte sich ihr mit vorsichtigeren Schritten. „Sind Sie die Zofe des Fräulein Deflory?“ fragte er.

„Und Sie, mein Herr?“ war die Gegenfrage.

„Ich bin der Mann, welchen Sie hier erwarten wollten, um ihn zu einer Unterredung mit dem Fräulein zu führen.“

„Wer sind Sie denn?“

„Das werde ich dem Fräulein sagen; auf alle Fälle ein Mann, der es gut meint.“

„Haben Sie denn wirklich eine gute, freudige Nachricht an mein Fräulein zu bringen? Nur aus diesem Grunde habe ich mich überreden lassen.“

„Ich will Ihrem Fräulein ein Helfer in der Noth sein, ein Bote des Himmels.“

„Ach, so hat Gott uns erhört! Helfen Sie uns, Sie haben ein so respectables und freundliches Ansehen.“

„Nehmen Sie dies vorläufig für Ihre Vermittlung. Wo ist das Fräulein?“

Die Zofe sah zwei blanke Thaler in ihrer Hand glänzen, ließ sie in die Tasche des Rockschlitzes gleiten und sagte: „Mein Fräulein ist heute sehr traurig, hat viel Unangenehmes erfahren, glaubte gar, sie würde heute Morgen sterben.“

„Ich weiß Alles.“

„Sie wissen? So sind Sie ein Bote des Himmels? Ach, der böse Graf!“

„Der bereuen soll, was er heute gethan hat.“

„Bereuen? O, dann haben Sie Macht über ihn?“

„Ich denke; aber führen Sie mich, es drängt die Zeit.“

„Bleiben Sie hier stehen; ich gehe, um das Fräulein auf die Terrasse zu holen, dort in der Muschelgrotte hinter der Hecke. Wenn Sie mich husten hören, so, wie ich jetzt thue, dann kommen Sie herauf, gerade auf die Grotte zu, ich werde dann sehen, was nöthig ist.“

Sie eilte davon; der Notar blieb hinter der Mauer, ordnete seine Toilette, bürstete sich das Haar glatt und sammelte sich zu seiner Rolle.

Eine Viertelstunde verging; der ungeduldig werdende Notar sah nach der Taschenuhr und kam bereits auf den Gedanken, daß er der düpirte Narr einer Zofenschlauheit geworden sein könne. Da hörte er ein lang-

sames Gehen, einige verhallende Worte, ein Porcellangeschirrklirren von der Grotte her; darauf blieb es ruhig.

Die Zofe hatte Mariette auf die Terrasse geführt; das schöne Weib athmete die freie Luft mit dem Gefühle der Erleichterung ein, die Brust erweiterte sich und das Auge gewann neuen Glanz. Sie wollte gegen die Balustrade vorschreiten, den Blick in den Park werfen und das Gemüth mit der Grenze ihrer Umgebung erweitern, aber die Zofe wußte sie gegen die Grotte zu leiten; hier nahm die Schweigende im Gartensessel Platz und die Zofe ordnete das Porcellanservis, um den Kaffee aus der Küche zu holen, wo Heinrich ihn hatte bereiten müssen. Beim Weggehen hustete sie laut, blieb stehen, eilte in die Grotte zurück und rief: „Ein Herr, ein vornehmer Herr! Ach! wenn den der Himmel schickte!“

Mariette wollte aufspringen und in das Schloß zurückfliehen, aber die Zofe hielt sie fest, flüsterte: „Hören Sie ihn doch an, was er will,“ und in demselben Augenblicke trat der Notar vor die Grotte. Das edle, vornehme Aussehen desselben, noch mehr aber die zweifelhafte Erinnerung, daß dieser Mann ihr schon einmal begegnet sein müsse, gaben Mariette den Muth, oder vielmehr die Unschlüssigkeit, daß sie

im Sessel sitzen blieb und den Mann theils bestürzt, theils prüfend ansah.

„Mein verehrtes Fräulein,“ begann jener in feinster Umgangsform seine Anrede, „die Art meines ungewöhnlichen Erscheinens ohne Anmeldung bitte ich zu entschuldigen; ich war gekommen, um von hier aus den Eingang in das Schloß zu finden und Sie um Vorlassung zu ersuchen.“

Mariette warf einen argwöhnischen, fragenden Blick auf die Zofe und sprach dann: „Allerdings, mein Herr, fühle ich mich etwas überrascht; wer sind Sie und was wünschen Sie von mir?“

„Ich glaube, daß wir uns schon begegnet sind, wenn auch nur mit den Augen; ob ich Ihnen erinnerlich bin, wage ich nicht zu vermuthen, mir aber ist der Eindruck Ihrer Schönheit immer gegenwärtig geblieben. Ich sah Sie in Severn, als Sie unserer Stadt eine Zeit lang die Ehre erwiesen, dort zu wohnen.“

Mariette erröthete und blickte unruhig nieder. Schnell aber schlug sie ihre dunkeln Augen wieder auf und fragte stolz: „Ihr Name, Stand und Begehr?“

„Obgleich ich zu der Gesellschaft gehöre, welche heute in diese Gegend gekommen ist, um die herrliche Gebirgsnatur zu genießen, so schloß ich mich doch nur in der Absicht an, um Ihnen in dieser unbemerkten

Weise, wie ich gekommen bin, eine sehr wichtige Mittheilung zu machen."

„Sie spannen meine Neugier."

„Ich weiß nicht, in wie weit Ihre Kammerfrau eine Vertraute Ihrer Angelegenheiten ist und ein Recht hat, Zeuge meiner Mittheilungen zu sein."

„Entferne Dich, aber bleibe auf der Terrasse," befahl Mariette. Die Zofe sah etwas verdrießlich den Mann an, ging fort, schlich aber, von den Hecken verdeckt, hinter die Grotte.

„Setzen Sie sich, Herr," sagte Mariette.

„Mein Fräulein, ich bevorworte, daß meiu Besuch bei Ihnen ein Geheimniß vor der Welt bleiben muß, wenn er Ihnen von Nutzen sein soll."

„Wenn der Zweck Ihres Besuches meine Ehre nicht gefährdet, so können Sie meiner Discretion gewiß sein." Sie sprach dies mit etwas zitterndem Tone.

„Gerade Ihre Ehre ist es, was mich zu Ihnen führt; Ihre Ehre berührt meine Mittheilung direct."

Mariette erschrak, aber sie zwang sich einen Stolz ab, der dennoch nicht die Unruhe ihres Blicks und das lebhaftere Wogen ihres Busens zu beherrschen vermochte.

„Ich bin der Notar Fabricius aus Severn."

„Ha! Ihr Name ist mir schon genannt worden, ich entsinne mich nicht, wo?"

„Vielleicht hier, vielleicht in Severn. Sie haben Freunde dort.“

„Das überrascht mich; ist mir doch nichts davon bekannt geworden.“

„Schönheit findet nicht nur Huldigung, sondern auch eine stille Sympathie von Männern, die Alles, was edel geschaffen ist, auch edel erhalten sehen möchten.“

„Mein Herr, ich bin nicht in der Stimmung, Schmeichelreden anzuhören, deren Sinn mir ohnehin unklar ist.“

„Es giebt eine Feindschaft ehrenhafter Menschen, die sich in Freundschaft und Hülfswilligkeit wandelt, sobald Ehre und Schönheit in Gefahr kommen, das Opfer einer schlechten Handlung zu werden.“

„Mein Herr!“ Diese Worte stieß Mariette heftig hervor, indem sie sich höher aufrichtete und mit gerötheten Wangen und aufflammenden Augen den Sprecher scharf ansah.

„Es hat sich in Severn eine Theilnahme für Sie entwickelt, die in gleichem Grade sich befestigte, als Ihre Ehre in Gefahr kam, von einem Pflichtvergessenen verhöhnt und mit Füßen getreten zu werden.“

„Mein Herr, von wem sprechen Sie? Was berechtigt Sie, von meiner Ehre zu reden?“

„Das allgemeine Recht, das Gesetz, die öffentliche Moral, die Menschenpflicht, ein so herrlich ausgestattetes Geschöpf Gottes vor der Schande zu retten, die derjenige Mann über Sie mit leichtfertiger Gesinnung zu verhängen im Begriff ist, dem Sie Ehre und Zukunft opferten. Regen Sie sich nicht auf, ich bitte Sie, ich weiß Alles, zwischen uns muß Vertrauen und unverhüllte Wahrheit herrschen, wenn eine Rettung Ihrer Ehre möglich werden soll; Sie müssen übermorgeu dies Schloß Ihrer betrogenen Zuversicht und einsamen Gefangenschaft verlassen, Sie würden in ein Meer von Schmach und Schmerz stürzen, wenn nicht Ihr Unglück Feinde Ihres Feindes geweckt hätte, die Ihrer Schönheit auch die Ehre retten wollen; Sie würden in den Abgrund der Gesellschaft versinken, wenn Sie sich frei fühlen könnten, frei mit Herz und Hand. Nein, fester als jemals müssen Sie Ihre Ehre an die des Grafen fesseln, je sicherer er ein einsames, schutzloses, durch Entehrung machtloses Weib von sich abgelöst zu haben glaubt."

Anfänglich hatte Mariette den Notar mit drohender Zurückweisung, selbst mit der Geberde des Aufstehens angesehen; der, Stolz und Widerstand erzwingende Blick brach aber in seiner Kraft plötzlich im feuchten Glanze der Thränen, sie barg das Gesicht in den Händen und schluchzte: „O,

mein Gott! Hast Du mir einen Engel oder Versucher gesandt? Ach! ich weiß es nicht mehr, ob mich Menschen achten können!"

Der Notar beobachtete sie mit der überlegenen Miene des Siegers. Er fuhr fort: „Der Graf will sich mit einer Baronin vermählen."

Mariette zuckte zwar, aber ließ Ihr Gesicht bedeckt.

„Er darf niemals, oder nur Sie heirathen," sprach der Notar mit stärkerer Betonung. Mariette ließ erschrocken die Hände vom Gesicht fahren und starrte den Sprecher mit der Miene einer Visionairin an.

„Jeder andere Ausgang ist das Grab Ihrer Ehre; höchstens würde ein stilles Mitleid Ihre bald verlorene Spur verfolgen."

„Herr!" stieß Mariette mit der Flüsterstimme innerster Seelenbedrängniß hervor. „Herr! Rathen, helfen Sie; ohne Ehre giebt es nur Tod für mich; Sie sind ein Mann, der Vertrauen einflößt, ein Mann von reifem Verstande. Sie kennen das Leben, das Recht! O, wie wohl thut es mir, daß Sie mich nicht verachten, daß es Menschen giebt, die meine scheinbar schuldvolle Lage richtig beurtheilen, die den arglosen Glauben eines jungen, unerfahrenen Mädchens menschlich würdigen, die meine jahrelange Täuschung begreifen können, ohne mich zu verdammen. Herr! der Himmel

ist mein Zeuge, ich bin nicht schlecht, nicht gemein, nicht verachtungswürdig vor meinem eigenen Gefühle. O, ich liebe ihn noch — ich könnte ihm Alles verzeihen, wenn er mich nicht an seiner eigenen Ehre zweifeln ließe!“ Sie hatte des Notars Hände ergriffen und eine geneigte Haltung vor ihm angenommen.

„Mein werthes Fräulein,“ fuhr er mit herzlicher Stimme fort, „schon heute vielleicht feiert der Graf die Verlobung mit seiner Auserwählten; es ist keine Zeit zu verlieren, es ist ein muthiger, kühner Entschluß nöthig; Sie müssen protestiren gegen jede anderweite Verheirathung; er wird Sie niemals zur Gattin nehmen, diesen Traum muß ich Ihnen zerstören, aber Ihre Ehre fordert, daß der Mann, der Ihnen verpflichtet ist, unvermählt bleibe. Lieben können und dürfen Sie ihn nicht mehr, das wäre eine Schwäche, die Sie vor der Welt erniedrigen würde; Sie müssen Ihre eigene Ehre aufrecht erhalten an der Unmöglichkeit des Grafen, eine Andere heirathen zu können. Sie dürfen sich nicht wie eine Beschämte verbergen, sondern müssen heraustreten, wie es dem Bewußtsein des Rechtes entspricht.“

Mariette stierte den Mann an, als höre sie die Stimme einer fremden Welt, die sich vor einer aus dem gewohnten Dasein Gestoßenen mit Lockungen

öffnete, welche durch ihre Neuheit anzogen und Furcht erregten.

„Was soll ich thun?“ fragte sie mit der Hast einer plötzlich Erwachenden.

„Ihr Recht behaupten; ich bin Rechtsanwalt und biete Ihnen im Namen der Moral und öffentlichen Ordnung meine Dienste an. Haben Sie von dem Grafen kein schriftliches Zeichen seines Eheversprechens?“

„O, bei seinem Ehrenworte, mündlich und schriftlich,“ rief Mariette mit leidenschaftlicher Wärme.

„Dann anvertrauen Sie mir die brieflichen Belege an; Sie unterzeichnen ein Mandat, welches mich zum Vertreter Ihrer Rechte macht.“

„Welches Interesse haben Sie an mir?“ fragte sie, von einem mißtrauischen Gedanken durchkreuzt.

„Das Interesse, welches jeder Mann des Rechts an der gewaltsam unterdrückten Partei nimmt.“

„Sie sind Jurist und lieben die Prozesse; Sie wollen mich überreden, einen Prozeß gegen den Grafen anhängig zu machen.“

„Allerdings, den ich aber ohne jeglichen Eigennutz führen würde. Sie müssen gegen die Vermählung des Grafen rechtsförmig protestiren und gerichtlich Ihre Rehabilitation erzwingen.“

„Eine öffentliche Klage gegen den Grafen? Nimmermehr!“

„Ist das Ihr wahrer Entschluß?“

Mariette schwieg und sah finster sinnend zu Boden.

„Ist das Ihr letzter Bescheid?“ fragte der Notar schärfer und sie strenger fixirend.

Sie seufzte nach einigen Zögern: „Ja!“

Der Notar erhob sich vom Stuhle und sprach: „Dann, meine Dame, thut es mir leid, Sie incommodirt und mich für Ihre Ehre bemüht zu haben. Ich dachte, Sie wären eine hülflose Betrogene, nun aber habe ich Nichts mehr an Ihrem Schicksale zu bedauern. Sie müssen am besten wissen, mit welchem Rechte der Graf Sie beseitigen darf. Allerdings, unter solchen Umständen haben Sie ja Ihr Schicksal vorher berechnen können und sich über Nichts zu beklagen. Darf ich mich verabschieden und Sie an das Versprechen Ihrer Discretion erinnern?“

„Was wollen Sie sagen? Bleiben Sie! Was denken Sie von mir?“

„Nichts mehr und weniger, als was Sie selbst sein wollen.“ Er zog die Achseln und die Augenbrauen in die Höhe und sah mit vornehm bedauerlichem Lächeln nieder.

„Reden Sie aus; habe ich mich gegen Sie vergeben? Wofür halten Sie mich? Zweifeln Sie an meiner Ehre?“

„Ja.“

„Herr! Sie kennen meine Vergangenheit nicht, meine innere Welt nicht; Sie fordern Haß, wo noch die Wurzeln einer ausdauernden, plötzlich zerknickten Liebe haften. Ein Weib kann nicht, wie der Mann, so rasch seine Gefühle wandeln. Sie fordern, daß ich vor der ganzen Welt gegen ein mir aufgedrungenes Schicksal auftrete, das bisher nur diese einsamen Schloßmauern bargen. Sie fordern viel, Sie wollen die Welt zu meiner Richterin machen, Sie bedenken nicht, daß ein Weib in meiner Lage vom Vorurtheile gerichtet wird.“

„Ihr Verhältniß zum Grafen, Ihr Aufenthalt hier ist kein Geheimniß. Die Welt fordert von Ihnen, was ich rieth, so lange, als sie nicht zweifelt, daß der Graf der Schuldige, Sie aber die Betrogene sind. Verschwinden Sie jetzt still und freiwillig, so steht der Graf gerechtfertigt da, denn die Verschwundene war keine Verstoßene, sondern nur eine Gekündigte.“

„Das ertrage ich nicht!“ rief Mariette aufspringend. „Herr! könnten Sie in dieses Herz blicken, so würden Sie den furchtbaren Schmerz erkennen, der in diesem Momente wie Liebe, im nächsten wie Haß in mir brennt; Sie würden den gekränkten Stolz in

mir achten müssen, der in der Betäubung des jähen Sturzes zwischen Entrüstung und Scham zittert; o, Herr, verlassen Sie mich nicht, glauben Sie an meine Ehre, vertreten Sie sie vor der Welt."

„So geben Sie dieser Ehre einen thatsächlichen Ausdruck, bezeugen Sie Ihre edlere Natur durch den Muth, den jedes wahrhaftige Ehrgefühl hat; dann will ich glauben und Sie vertreten. An diese Ehre, diesen Muth glauben noch andere, dem Rechte huldigende Männer in Severn, die Ihnen helfen wollen. Kehre ich enttäuscht zurück, so dürften sie wohl Ihr Schicksal in einer Lebenssphäre beklagen, in die ich mit meinen Freunden niemals hinabsteigen werde."

In Mariette erwachte der Stolz im Aufwallen ihres Gefühls gekränkter Ehre; die Gestalt erhöhete sich, die Augen flammten, der Busen wogte leidenschaftlich. „Herr!" sprach sie mit stoßweiser Stimme, „schwören Sie mir bei dem Himmel droben, sind Sie gewiß, daß der Graf ein Heuchler gegen mich war, daß er nie sein Wort gegen mich eingelöst haben würde?"

„Nie, — das schwöre ich Ihnen, das kann Ihnen die Welt sagen, welche Sie bedauert, so lange Sie die Betrogene erscheinen."

„So sei es! Alles erträgt das Weib, aber nicht den Betrug an seiner vertrauensvollen Liebe. Der Verlust der Unschuld ist ihm nicht so schmerzlich, als das Gefühl, dieselbe durch erheuchelte Liebe des Mannes verloren zu haben. Ein durch den Glauben an die Wahrhaftigkeit der Liebe gefallenes, entsetzlich unglückliches Mädchen bin ich! Erscheine ich Ihnen nun gemein, ehrlos, recht- und hülflos?"

„Nein, mein schönes, unglückliches Fräulein; meine volle Achtung ist zurückgekehrt — ich werde Sie vertreten."

Mariette blickte ihn schmerzlich an. „Sind Sie ein Feind des Grafen?' fragte sie.

„Ein Gegner mit Ihnen; nur das Recht bestimmt die Partei des Juristen. Setzen wir uns noch einige Minuten, meine Zeit eilt; lassen Sie uns das Erforderliche besprechen." Er führte sie an der Hand in den Gartensessel zurück. „Sie werden übermorgen dies Schloß verlassen müssen; ein Widerstand hier und ein gewaltsames Verbleiben in dieser einsamen, hülflosen Lage ist nicht rathsam. Haben Sie schon über einen anderen Aufenthalt nachgedacht?"

„Ich bin unfähig, darüber nachzudenken."

„Machte Ihnen der Graf keine Propositionen?"

„Er hat mir die weite Welt gezeigt, er deutete mir meine Heimath, die französische Schweiz an."

„Hm, sehr schlau; doch mit einer Pension?"

„Die ich niemals nehmen würde."

„Um keinen anderen Preis, als den Ihrer Ehre."

„Ach!" fuhr Mariette mit wachsendem Vertrauen fort, „er war schonungslos genug, mich an einen Mann verheirathen zu wollen, der tief unter ihm steht."

„Etwa den Hübner?"

„Wer sagte Ihnen das?" fragte sie erröthend.

„Sie sehen, daß Sie längst eine öffentliche Person sind. Unbegreiflich, wie ein Mann das Weib so tief erniedrigen mag, das er für werth hielt, an sein Herz zu legen. Und Sie konnten noch an Liebe glauben? Doch zur Sache; Sie dürfen die Gegend nicht verlassen; wer das Feld räumt, ist geschlagen. Sie stehen von heute an unter dem Schutze Ihrer unsichtbaren Freunde, deren Anwalt ich bin. Sie fahren übermorgen nach Severn; dort, im Gasthofe zur Krone, werde ich Sie finden. Von Ihrem früheren zeitweisen Aufenthalte in Severn her haben Sie dort, durch heimliche Vermittelung des Grafen, das Domicilrecht erhalten; das kann Ihnen Niemand streitig machen."

Mariette stutzte. „Herr!" fiel sie ein, nicht ohne eine flüchtige Beschämung, „Sie sind allwissend."

Der Notar lächelte und fuhr fort: „Ein Jurist

ist gewohnt, Alles mit formeller Sicherheit zu thun. Da ich kein Mandatformular bei mir habe, so händigen Sie mir einen der schriftlichen Beweise ein, worin der Graf Ihnen die Ehe verspricht."

Mariette erschrak.

„Es ist nothwendig; ich bin eine öffentliche Vertrauensperson und die wichtigsten Documente kommen in meine Hände."

„Was wollen Sie damit?"

„Ich muß den Beleg haben, um des Grafen Ehre dadurch zu retten, daß er noch vor seiner öffentlichen Verlobung erfährt, wie Sie Einsprache thun würden."

„Ja, ja, schonen Sie ihn, seine Ehre!"

„Sieht er, daß das vermeintlich hülflose, eingeschüchterte Weib sein gutes Recht vertreten will, so wird er sich besinnen, andere Saiten aufspannen."

„Ich habe einen Brief an ihn geschrieben, aber noch keinen Boten finden können, der ihn nach Severn bringt."

„Einen Brief? Und wessen Inhaltes?"

„Ich habe ihn beschworen, meine Ehre zu schonen, habe ihm gedroht mit meiner Verzweiflung, habe ihm sein Wort zurückgerufen . . ."

„Ganz gut — gut."

„Habe ihm meine Liebe von Neuem betheuert, ihn angefleht, mich nicht zu verzweiflungsvollen Thaten zu treiben.“

„Nun ja, das mag geschehen; man erläßt vor der öffentlichen That gewöhnlich eine Privataufforderung zur Pflicht. Geben Sie mir den Brief, ich werde ihn auf die Post besorgen, er soll morgen Abend in des Grafen Händen sein.“

Mariette rief den Namen der Zofe. Diese, hinter der Muschelgrotte horchend, fuhr auf, schlich an den Hecken weg in die andere Gegend des Terrassengartens, ließ sich noch einmal rufen und antwortete aus der Ferne.

„Gehe hinauf,“ befahl Mariette die Heraneilende, „hole den Brief, welcher auf dem Schreibtische liegt.“

„Und vergessen Sie nicht die anderen Briefe,“ flüsterte der Notar. — Die Zofe ging zögernd, blieb in einiger Entfernung stehen und sah in die Grotte zurück, einen weiteren Befehl erwartend.

Mariette sah den Notar zweifelhaft an.

„Ich bewundere,“ flüsterte dieser, „daß der Graf sich dieser Briefe nicht längst bemächtigt hat; er muß nicht daran gedacht oder sich, Ihrer Schwäche gegenüber, sicher und überlegen gefühlt haben. Wer bürgt Ihnen aber dafür, daß er sich heute oder morgen der Briefe versichert? Sind diese verschwunden, dann ist

Ihr Recht mit der Ehre verloren. Deponiren Sie die Briefe bei mir, da sind sie unverloren."

Diese Vorstellung eines Ueberfalles wirkte auf Mariette. Sie rief die Zofe zurück, befahl ihr, das Mahagonikästchen, welches in dem Verschlusse ihres Schreibtisches stehe, mit herunter zu bringen und seufzte dann: „Ach, Herr, mein Vertrauen wird auf eine große Probe gestellt; Ihnen eröffne ich das geheimste Leben, ich gebe den Schlüssel aus den Händen, der Sie in mein Glück und Leid einführt, das mich einem Dritten gegenüber beschämen muß." Der Notar wußte sie darüber zu beruhigen; dann besprach er noch schnell die zu ergreifenden nächsten Maßregeln für den Aufbruch aus dem Schlosse. Die Zofe brachte den Brief und den Kasten. Letzteren schloß Mariette mit einem, am Bande im Busen getragenen Schlüssel auf, abgekehrt vom Notar suchte sie im Schooße mehre ältere Briefe aus den anderen hervor, blickte hinein, versenkte sich in einen derselben länger und faltete ihn dann hastig zusammen. „Dieser," flüsterte sie, „ach, dieser schwur mir einst Treue und Gattinehre; die anderen bestätigen diesen Schwur mit dem Ehrenworte des Edelmannes. O, mein Gott, wie schwer wird mir die Trennung!" Sie preßte die Briefe auf die Brust; die Hand des Notars, welche bereits den heute geschriebenen Brief an den Grafen in die Brusttasche

geschoben hatte, streckte sich nach ihnen aus. Sie ließ sich dieselben in einer passiven Hingebung entziehen. Als sie plötzlich über die Auslieferung erschrak, waren die Briefe eben in die Brusttasche des Notars geglitten, und er sagte: „Den Empfangsschein werde ich Ihnen in Severn aushändigen.“ Dann sah er nach seiner Uhr. „O weh!“ rief er, mit Eile aufstehend; „in zehn Minuten Sechs, man wird mich in der Gesellschaft vermissen; entschuldigen Sie meine Eile, übermorgen sehen wir uns wieder.“ Mariette hielt seine Hand fest und es schien ihr die Entlassung des Mannes schwer zu werden. „Herr Notar,“ sprach sie, „möge diese Stunde nie eine böse für mich werden.“ Mit den Versicherungen der treuesten Führung ihrer Sache entfernte er sich nach einigen der unerläßlichsten Höflichkeitsformen und eilte die Treppe in den Park hinab.

Mariette sah ihm nach, so lange sie ihn erkennen konnte. Plötzlich nahete sich der Gedankenvollen die Zofe und sprach mit einer glücklichen Aufregung: „O, mein theures Fräulein, dieser Mann war der Bote des Himmels; ich kann es Ihnen nicht verbergen, ich müßte ersticken in meinen Gefühlen, ich habe Alles gehört, Sie sind nicht entehrt, Sie haben Freunde der gerechten Sache.“ Mariette schien nicht zu hören, denn sie antwortete nicht und stierte noch unverwandt

auf die Stelle, wo der Notar verschwunden war. Plötzlich, mit der Geberde des Schrecks, blickte sie um sich. „Eile hinter ihm her!“ sprach sie hastig, „hole ihn zurück, mich befällt eine furchtbare Angst, — o! wenn dieser Notar ein Abgesandter des Grafen wäre, wenn er die Briefe mir hätte ablisten müssen! Warum vertraute ich so schnell; er wußte so viel von meinem Leben!“

„Dieser Mann?“ beruhigte die Zofe; „es sieht ihm ja die Gutmüthigkeit und Rechtschaffenheit aus dem Gesichte. Wäre er falsch, so würde er Sie nicht nach Severn eingeladen haben. Wie freue ich mich, daß wir nicht in die fremde, weite Welt zu ziehen brauchen!“

Mariette schien sich zu beruhigen.

Der Notar hatte sich kaum aus dem Gesichtsfelde der Terrasse entfernt, als er seinen raschen Schritt verlangsamte, ringsumher sah, ob er auch unbelauscht im Parke sei, die Briefe aus der Brusttasche zog und mit gespannter Miene zu lesen begann. Ein siegreiches Lächeln breitete sich von dem klugen Munde über das Gesicht aus. „Hm!“ murmelte er einmal, „welche corrupte Begriffe haben solche Maitressen von weiblicher Ehre!“ Er hatte sich so in das Lesen vertieft, daß er unwillkürlich stehen geblieben war. Nachdem er die fünf Briefe kennen gelernt hatte, zählte er sie

noch einmal, steckte sie in die Brusttasche zurück und eilte weiter. Auf dem Kirchthurme schlug es Sechs. Er murmelte: „Der Polizeiminister Napoleon's sagte einst: „Gebe man mir eine geschriebene Zeile von einem Menschen und ich bringe ihn auf das Schaffot!" Und hier habe ich fünf eigenhändige Briefe; daraus läßt sich politisches Capital machen; damit jage ich den Grafen aus Mingen, vom Hofe, aus der Gesellschaft, dem Fürstenthume. Ein unschätzbares, politisches Werkzeug ist diese Deflory, eine Furie, die wir dem Feinde unseres Landes in seine stillen und öffentlichen Pläne eintreten lassen. Das Weib hat Leidenschaft, Ehrgeiz, bestechliche Schönheit; — je stärker die Liebe, um so rachsüchtiger der Haß, sagt Spinoza in seiner Statik der Leidenschaften; — die Ehre wollen wir der Deflory formell retten, der Preis sei die Ehre des Grafen. An seinen eigenen Werken muß er scheitern. Stürzt in ihm die Seele der vormundschaftlichen Intrigue, dann ist das Fürstenthum und dessen Dynastie gerettet; mit seinen Gehülfen wollen wir schon fertig werden."

Vergnügt langte der Notar vor der Forelle an. Die Gesellschaft war bereits an der großen Tafel versammelt und hatte den Notar gesucht. Frau und Tochter eilten zuerst auf ihn zu; der Kaufherr, welcher seinen Champagner hinter seinem Stuhle aufgepflanzt hatte,

kam grollend herbei und rief: „Wo stecken Sie denn? Keiner kann Sie finden; heißt das Vergnügen?“

„Nun bleibe ich aber auch ohne Unterbrechung bei Ihnen,“ erwiderte der heitere Notar. „Ich dachte, während die Gesellschaft auf dem Thomasberge lagerte, einmal den neuen Windmühlenbau in Augenschein zu nehmen; da traf ich mit dem oberen Wassermüller zusammen, der mir die Gründe erklären mußte, warum früher dem Grafen die Wasserkraft zur Anlage einer Gutsmühle versagt worden ist.“

„Immer Geschäfte; die Rechtsgelehrten sind noch schlimmer als wir Kaufleute. Na, nun kommen Sie, Ihr Burgunder steht schon auf Ihrer Stelle; nun wollen wir bis acht Uhr speisen, dann an die Rückfahrt denken.“

## Fünftes Kapitel.

## Die Verlobungsanzeige und eine Unterredung.

Der Graf Rottorff war am ersten Pfingsttage, nach forcirter Fahrt, wozu er den Kutscher zu ermuntern nicht nöthig gehabt hatte, noch vor dem Beginne der Oper in der Residenz wieder eingetroffen. Denjenigen Bekannten, die ihn seit gestern vermißt hatten, gab er zur Antwort, daß es zu seinen Erfrischungen gehöre, den ersten Pfingstmorgen auf Oberhaus zu verleben. Er war ungewöhnlich heiter und gegen Jedermann freundlich, und als er sich dem Hofe in der großen Loge des Theaters gezeigt, darauf, der in seinem Hause vorgefundenen Hofmarschalleinladung zur königlichen Soirée zu Folge, dem engeren Zirkel des Hofes beigewohnt und in später Stunde sich wieder in seiner Wohnung eingefunden hatte, verrieth er noch immer keine Ermüdung, schritt in der Munterkeit einer

nervösen Ueberspannung im Zimmer umher, sah frohlockend auf das Bild der schönen Ahnin, der geborenen von Rosen, und sprach zu ihm: „Habe Dank, Großmütterchen, Du hast die rechte Mahnung an mich ergehen lassen und bist mir Schutzgeist gewesen auf der Brautfahrt.“ Und als die Müdigkeit immer noch nicht kommen wollte, obgleich der Kammerdiener ihn entkleidete und ihm in das Schlafgemach vorleuchtete, so redete er noch mit diesem, dem die Augen zufallen wollten, und fragte: „War meine Tochter nicht im Theater?“

„Das gnädige Fräulein ist seit vorgestern nicht weiter, als in den Park gekommen; hat auch auf dem Zimmer gespeist und nur die Zofe bei sich gesehen.“

„Kein Besuch angemeldet?“

„Fräulein von Patow fuhr vor, doch ließ unser Fräulein sich wegen Unwohlsein entschuldigen.“

„Unwohl? Hm! Die heutige Zeitung.“

„Liegt schon auf dem Nachttische.“

„Gut! Laßt die Kerzen brennen und mich allein.“

Der Graf ergriff die Zeitung, aber er las sie nicht, sondern behielt sie, in ostindischem Schlafrock und rothen Pantoffeln umhergehend, in der Hand. Auch dachte er nicht daran, sich in das weiße Gardinenbett niederzulegen und dann, seiner Gewohnheit

nach, noch Etwas zu lesen. Der silberne Doppelleuchter auf dem Nachttische überstrahlte das vom Kammerdiener angezündete, hinter blauseidenem Schirme mildleuchtende Nachtlämpchen.

„Es muß wieder Leben und Frohsinn in mein Haus kommen," sprach er mehr denkend als hörbar; „die Wolke, welche über meiner Häuslichkeit schwebt, muß von der neuaufgehenden Sonne durchbrochen werden. Ich kenne den Groll, das sogenannte Unwohlsein meiner Tochter, ich kann diese Stimmung jetzt bannen und in Frieden kehren. Helene ist ein munteres, lebensfrohes Weib, ein stolzes, schönes, ehrgeiziges, im Heimburg'schen Idyll herzlich gelangweiltes Weib, das nur darauf angeredet zu werden brauchte, um es einzugestehen und den Frühlingsdrang des Leben zu fühlen. Sie wird der Juliane eine Freundin und Gesellschafterin werden, ihr weltfrohes Gemüth auf sie, die zu früh Vereinsamte, übertragen; es wird Juliane neues Vertrauen zu mir fassen. Sie soll eine politische Mission erhalten, ohne es zu wissen, was in der Lettre cachée steht, womit ich sie beauftragen werde. Ist sie froh, ohne Argwohn, so wird sie auch willig der neuen mütterlichen Freundin an den Hof, in die Salons der Aristokratie folgen, es wird ihr stolzes Herz auch die Liebe empfinden,

welche ihr Wesen aufschließen und weicher, weiblicher, angenehmer machen wird. Sie ist ja schön."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Und Adele? Was beginne ich mit ihr? Eine katholische Stieftochter im Hause? Hm! Es müßte mich mein sonst geübter Blick sehr täuschen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß die Mutter keine Wärme für die Tochter fühlt. Gut, Heimburg kann die Adele behalten, bevormunden, einem Kloster oder katholischen Edelmann bestimmen."

Er setzte sich auf den Sessel vor dem Gardinenbette neben den Nachttisch und begann in die Zeitung zu blicken. Die Zerstreutheit ließ aber bald seine Augen auf den gelesenen Zeilen weilen und bald darüber hinwegschweifen. Er stand auf, die Zeitung nicht mehr beachtend.

„Es war ein Kampf — ein Kampf, ja; ich erschien vielleicht schwach vor der sinnlichen Zauberkraft des Mädchens. Wäre ich länger geblieben, ich hätte schwankend werden können. Helenen's Gestalt mußte ich heraufbeschwören, um als Schicksalsgöttin zwischen mich und Mariette zu treten. Es ist überwunden, ich fühle mich leicht; mein Haus und Leben wird gesäubert von der Schlange des Paradieses! Ich werde sie nie wiedersehen. Eine letzte, große Summe und dann — ausgetilgt aus meiner Welt!" Er machte

eine Armbewegung, als wehre er eine Erscheinung ab; dann warf er sich auf den Sessel nieder und gerieth in ein unruhiges, von öfteren Veränderungen seiner Lage und unstäten Blicken begleitetes Nachsinnen. Plötzlich sprang er auf, lüftete den Schlafrock und schritt heftig vorwärts. „Will denn der Gedanke an das Mädchen nicht weichen, keine Müdigkeit in mein Gehirn sich lagern? Ich bin überreizt von der Reise; gut, so will ich die Gespenster bannen durch die Vergegenwärtigung Helenen's!“ Er nahm den Leuchter und schritt in sein Wohnzimmer zurück; hier setzte er sich an den Schreibtisch und begann einen zärtlichen Brief an die Frau von Mingerode, mit den Worten anfangend: „„Herrliche Frau! Eben von der Reise angekommen, kann ich trotz der späten Stunde nicht ohne Deine Gesellschaft sein. Ich muß mit Dir reden von unserem Glücke, meiner Zukunft mit Dir. Noch brennt der erste Kuß Deiner Lippen wie neue Lebensgluth auf den meinigen. In drei Tagen wird Dein Name aus der verhüllenden Einsamkeit in die Kreise des Hofes und der höchsten Gesellschaft klingen, wo er heimisch werden soll. Stolz, wie ich auf Dich bin, sollst Du auch meinen Namen tragen. Bereite Dich, wie wir verabredet haben, vor, in kommender Woche von mir dem Hofe und dem Adel vorgestellt zu werden.

In der Nähe der Königin ist die Stelle, wo bisher die Gräfin von Rottorff vermißt wurde.""

In dieser Weise regte der Briefschreiber die Eitelkeit eines schönen, zum glänzenden Leben aufgerufenen Weibes an. Ruhiger kehrte er nach einer Stunde in sein Schlafgemach zurück.

Am anderen Morgen, dem zweiten Pfingsttage, erwachte der Graf ungewöhnlich spät und etwas wüst. Als er sich angekleidet und das erste Frühstück genommen hatte, befahl er dem Kammerdiener, den Nachts geschriebenen Brief nach der Post zu senden und Tochter und Sohn zu ihm zu rufen. Der Diener brachte dem im Zimmer umherschreitenden Grafen die Nachricht, daß das Fräulein bei der Toilette, der Herr Lieutenant bereits zur Kirchenparade gegangen sei. Verstimmt nahm der Graf diese Nachricht mit Stillschweigen auf. Was sonst seine Gewohnheit nicht war, und sogar der Dienerschaft auffiel, ging er in den Park hinunter und musterte die Gewächse und Treibhäuser. Es beschäftigte ihn immer noch der Gedanke an die bevorstehende, schleunigst beschlossene Einführung einer neuen Gattin, die bei ihrem ersten Eintreffen Alles so finden sollte, wie es nach ihrem Geschmacke und ihrer Passion für die Tropenwelt war, namentlich aber, wie er ihr in kühn ausschweifender Phantasie seinen städtischen Park geschildert hatte. Der Gärtner

mußte vom Grafen eine Menge von Befehlen hören: Erweiterung und Ausfüllung der Orangerie aus dem Vorrathe der königlichen Gärten, rasche Anlage von Blumenbeeten, Anschaffung von Schwänen auf den zum Teiche abgegrenzten, früheren Festungsstadtgraben, Aufstellung von Orangenbäumen vor dem Hause, Aufbau eines Vogelhauses und so mehr; es schien fast, als wollte er auch in der Gartenverschönerung den Herrn von Heimburg überbieten und in den vergleichenden Augen der Frau von Mingerode beschämen. Der Gärtner erzählte die Befehle in der Dienerschaft wieder, man schüttelte verwundert den Kopf und erinnerte sich, daß neulich ein großer Transport ausländischer Pflanzen aus dem königlichen Orangeriegarten zu Amalienburg nach dem Gute Oberhaus abgegangen sei. Man erklärte sich des Grafen plötzliche Horticultur als eine Laune oder neueste Mode der vornehmen Welt.

„Sie grollt, aber es wird bald ein Ende haben,“ sagte sich der aus dem Parke zurückgekehrte Graf, als er auf die Frage: „Hat meine Tochter sich nicht melden lassen?“ eine verneinende Antwort erhielt. In der That grollte Juliane mit entrüstetem Gemüthe, weil ihr Anna, die vertraute Zofe, gestern Abend schon mitgetheilt hatte, daß der Kutscher ihrem Vater mit geheimnißvoller, verdrießlicher Miene gesagt habe, er

hätte letzte Nacht auf Deichstedt geschlafen, man würde aber noch mehr von der Reise erfahren."

Um zwölf Uhr, als der Graf eben am Fenster stand, um das Vorfahren seiner befohlenen Equipage zu erwarten, sah er seinen Sohn in der hellscheinenden, weißen Uniform der königlichen Garde du corps, den blitzenden, vom weißen Roßschweif umwallten Stahlhelm auf dem jugendlichen Kopfe, von der Kirchenparade durch den Garten heimkehren. Noch ehe dieser den Vater am Fenster bemerkt hatte, klingelte dessen Zimmerglocke und der Kammerdiener erhielt Befehl, den Sohn zum Vater zu rufen.

Walther, der beinahe zwanzigjährige, einzige Sohn, trat bald ein; den Helm im Arme, begrüßte er cavaliermäßig den Vater, welchen er überhaupt nur selten und dann gewöhnlich im Theater, Hofsalon oder in dessen eigenen Gesellschaftsräumen sah, weil er in der Officiermesse der adligen Garde speisete und größtentheils nicht zu Hause war, und der Vater, welcher für seine bevorstehende Ausfahrt den blauen Frack des Oberkammerherrn angelegt hatte, empfing ihn heute mit einer ihm sonst nicht eigenen Herzlichkeit. Sehen wir uns den Sohn zunächst in seiner Erscheinung an. Er war eine im Körperbau kräftig angelegte, dem Vater ähnliche, stattliche Gestalt, mit breiter Brust und stolzer Haltung, aber sowohl die Rundung der

Gliederformen, wie das, bis auf einen leichten Haar-
anflug der dicken Oberlippe noch bartlos gebliebene, in
Schnitt und Ausdruck mädchenhafte, nur von der Luft
im ursprünglichen, weichen Teint etwas angebräunte
Gesicht ließen sogleich auf die mehr mütterliche Aehn-
lichkeit schließen. Trotz seiner Jugend und der schein-
baren Festigkeit seiner Gestalt erkannte man doch auf
den ersten Blick, daß der in frühester Zeit verweich-
lichte, als älterer Knabe auf Jagdzügen, in Landluft
und bei starker Nahrung gekräftigte Jüngling eine Zeit
des zu frühen Lebensgenusses durchgemacht hatte, die mit
seinem Aufenthalte in Bonn begonnen haben mochte
und in der Fähnrich- wie Officierstellung den er-
weiterten und kühneren Genüssen noch weniger fremd
geblieben sein konnte. Hatte Juliane die eigenwillige,
verschlossene Charakterfestigkeit und leidenschaftliche
Richtung ihres Willens vom Vater, und von der
Mutter das starke Gefühl für Recht, Mitleid und
Einsamkeit geerbt, so war Walther der Erbe der
väterlichen Sinnlichkeit und ehrgeizigen Lust am Glanze
und Genusse des Daseins und der auf seine Geburts-
rechte trotzenden Rücksichtslosigkeit in der Verfolgung
seines Willens geworden, wie es der Vater in den
jüngeren Jahren gewesen war, ehe noch die reifere
Klugheit ihn gelehrt hatte, zu verbergen und zu ver-
leugnen, was er fühlte und begehrte, und von der

leidenden Mutter hatte der Sohn nur die Körperähnlichkeit geerbt. Seine, freilich noch von Jugendfülle geschwellten Wangen waren im Beginne einer verwelkenden Entfärbung, das große, mädchenhaft schöne Auge war, trotz des sinnlichen Glanzes, im Blicke ermattet und ermüdet; die Züge der Nachtschwelgerei, der Bachus- und Venusfreuden kämpften in seiner Miene mit der Jugend um die Herrschaft im Gesichte dieses blonden, stolz getragenen Kopfes. Der Graf kannte das Leben seines Sohnes, aber er ignorirte es, da er theils das junkerliche Officierleben nicht ändern konnte, theils, an seine eigene Jugend denkend, glauben mochte, daß die Genußfieber des Jünglings ausrasen und wie überstandene Kinderkrankheiten einen um so weniger gefährdeten Mann hervorgehen lassen würden.

„Du hast nach mir verlangt, Vater," sprach Walther, als jener die Hand des Sohnes in der seinigen behielt und ihn mit einer Wärme ansah, die dem Sohne selbst fremd erschien.

„Ja, Walther, ich habe Dir und der Juliane eine Mittheilung zu machen, die ich meinen erwachsenen Kindern zuerst schuldig zu sein glaube; folge mir zu Deiner Schwester."

Walther versuchte die Haare der Oberlippe zu drehen und sah seinen Vater mit einer schelmischen Miene an, als erwarte er einen Scherz; der Graf

schien hierdurch in seinem Ernste unangenehm berührt zu werden, denn sein Blick wurde streng und er sagte fast befehlend: „Folge mir." Walther ging etwas verdutzt, mit trotzig klirrendem Spornschritte, hinter ihm her, fuhr fort, die Haare der Oberlippe zu drehen und dachte: „Was mag er uns zu sagen haben? Er wird doch nicht?" Diese letztere Frage entsprang dem Gedanken an die Maitresse des Vaters, die dem Sohne kein Geheimniß geblieben war.

Ohne Anmeldung, sofort hinter der Zofe herschreitend, die beim Erscheinen der Ankommenden nach der Thür ihres Fräuleins eilte, trat der Graf, vom Sohne gefolgt, in das Gemach der Tochter, welche, bereits vom Spornschritte im Vorzimmer aus einer erbaulichen Festlectüre aufgeschreckt, mit überraschter Miene den Zweck des Vaters erwartete, dessen Einladung am Morgen sie grollend abgelehnt hatte.

„Meine lieben Kinder," begann der Graf, als er sich durch einen Blick auf die Thür vergewissert hatte, daß er ohne weitere Zeugen sei, und jetzt die Hand des Sohnes und der Tochter ergriff, um sich in ihre Mitte zu stellen; er hatte einen glücklich-heiteren Ton angeschlagen, der seiner freundlichen Miene entsprach, womit er Beide abwechselnd anblickte. „Ehe die Welt erfährt, was mein Haus in eine neue, voraussichtlich glückliche Stellung zur Gesellschaft versetzen

wird, sollt Ihr mir die Freude der kindlichen Theilnahme beweisen, denn es betrifft Euch mit. Eine leere Stelle in meinem Leben, die Ihr mir nicht ausfüllen könnt, bin ich entschlossen, normal wieder auszufüllen; ich werde mir eine Gemahlin, Euch eine mütterliche Freundin, dem Hause einen neuen Mittelpunkt des inneren Glückes, der Welt eine erprobte Trägerin unseres Namens zuführen — ich —"

Der Graf stockte, denn Juliane, welche bleich wie der Tod geworden war, riß ihre Hand aus der des Vaters, schwankte einige Schritte zurück, strich sich rathlos, mit wildem Blicke ringsum, das Haar von den Schläfen, bemerkte des Bruders stolz aufgerichtete, Widerstand ausdrückende Haltung, warf sich an seine Schulter und rief: „Rede Du, es ist auch Deine Ehre!"

„Sprich aus, was Du im Sinne hast, Vater," begann der Sohn, ungewiß, da er den Vater mit siegreicher Ruhe lächeln sah, als dieser den ersten, finstern Blick des Unwillens über die Tochter schnell wieder geklärt hatte.

„Ich weiß, Kinder," sagte der Graf mit leichtem Tone, „daß Ihr Euch durch ein Gespenst der Vergangenheit, durch ein Wesen erschrecken laßt, das längst durch einen Mahnruf höherer Art aus meinem Lebenskreise gebannt ist. Es könnte mich betrüben, wenn

Ihr jemals an die Möglichkeit geglaubt hättet, daß Euer Vater die Ehre seiner Geburt und seines Namens vergessen könnte. Neu erfrischen und beleben will ich das alte Geschlecht, bereichern durch edles Blut und Gut; Ihr werdet nicht, in egoistischer Engherzigkeit und Eigennützigkeit, des Vaters Freiheit, Glück und Mannesrecht beschränken, nicht die Gefühle trüben wollen, welche mich beseelen, nicht meinem Willen ein anderes Wort erwidern, als das des Vertrauens zu meiner Ehre und Wahl. Ich fordere von Euch dies unbedingte Vertrauen, denn Ihr seid mein Blut und könnt Euch nicht gegen den eigenen Pulsschlag auflehnen, der meinem Herzen entstammt." Der Graf war aus dem anfänglich leichten Tone in einen ernsteren und nachdrücklicheren übergegangen, als er Julianens grollendes Auge, Walthers zweifelhaften Blick auf die Schwester und ihn bemerkte; er fuhr fort, die Hände auf eines Jeden Schulter legend: „Ich werde mich wieder vermählen, mir eine Gefährtin für mein Alter, Euch eine an Herz und Bildung, an Schönheit und Tugend, an Geburt und Blut ebenbürtige neue Mutter geben."

„Wer ist die Dame Deiner Wahl?" fragte Walther jetzt lebhaft und mit freierer Miene; „habe ich Dich doch nie bei Hofe eine der Damen bevorzugen sehen." — Juliane hatte sich an der Schulter des

Bruders aufgerichtet und sah mit horchender Spannung den Vater an. Dieser faßte ihre Hand und fuhr fort: „Die Baronin von Mingerode, aus dem Hause Zedlitz, wird diesem Hause ein neues Leben und einen neuen Glanz verleihen.“

„Mingerode? Ich kenne Sie nicht,“ sprach der Sohn.

„Sie ist als Wittwe vom Rhein auf das Gut ihres bei Leipzig gefallenen Gemahls gezogen. Sie vereinigt Alles in sich, um den Namen Rottorff mit Würde tragen zu können.“

Jetzt ging in Juliane eine plötzliche Wandlung vor; das grollende, bereits lichter und lauernd gewordene Auge leuchtete, wie ein aus dem Gewölk hervorbrechender Sonnenblick, auf den Vater, die Miene erhielt den Ausdruck der Wärme und Dankbarkeit. „Vater!“ rief sie, sich an seine Brust lehnend, „verzeihe mir mein Mißtrauen, jetzt bin ich wieder versöhnt mit Dir, meine Sorge ist gebrochen, wie ein schwerer, beängstigender Traum; mit aufrichtigem Herzen werde ich diejenige Frau wie meine Mutter ehren und lieben, die Dich mit edlen Gefühlen erfüllen und mich dadurch mit Vertrauen zu Dir zurückführen konnte. Nimm es als den ersten Beweis dieses Vertrauens auf, daß ich Dir gestehe, wie unsäglich unglücklich ich in meiner Sorge war.“

Der Graf schien von einer leichten Rührung beherrscht zu sein, als er der Tochter Wangen küßte und der Sohn ihn wortlos umarmte. Schnell aber wurde er Herr über die Empfindung und er wußte den Ton der freudigen Stimmung sogleich in die Worte zu legen: „In einigen Tagen werde ich dem Hofe und der Aristokratie meine Verlobung verkünden; bis dahin bewahrt das Geheimniß mit heiterem Herzen und der Aussicht auf frohe, festliche Tage. Nun freut Euch mit einander, ich muß ausfahren, ich höre den Wagen vor der Thür." Er wollte sich entfernen; Juliane hielt ihn zurück, mehr durch den eindringlichen, fragenden Blick, als durch ihre Geberden. „Was wünschest Du?" fragte er sie, als sie schwieg. „Du redetest von einem Gespenste, Vater," flüsterte sie, „o, ist es denn wirklich gebannt?"

„Alles todt und begraben!" rief der Graf lachend, „denken wir nur an die Zukunft!" Damit entfernte er sich, absichtlich die Geschwister mit einander zurücklassend.

Walther hatte sich bei der ganzen Scene eigentlich nur als Zeuge benommen; für solche innere Ereignisse fehlte es ihm an Geist und Gemüthstiefe; er kannte nur die äußere, cavaliermäßige Ehre als Schablone angelernter Denk- und Handlungsweisen und pflegte überhaupt da, wo er nicht in tiefere Fragen des inneren Lebens

folgen konnte, ein vornehmes, schweigsames Verhalten oder ein kaltes Lächeln zu beobachten, das wie Klugheit oder Schonung aussah.

Die Geschwister standen sich einander gegenüber und blickten sich an, Juliane träumerisch nachdenkend, er mit listiger Miene sich die Haare des beginnenden Lippenbartes drehend. „Hast Du denn von der Liebschaft unseres Papa gewußt?" fragte er lächelnd.

„Sollte ich vergessen haben, wer die letzten Jahre unserer theuren Mutter verbittert und sie durch Gram und Kränkung in den frühen Tod getrieben hat? Die Verachtung, welche meine ganze Erinnerung an jene ehrlose Person erfüllt, und durch die Sterbeworte unserer Mutter unauslöschlich in meiner Seele befestigt ist, hat leider auch meine Achtung gegen den Vater in Zweifel und damit in die größte Besorgniß gebracht. Jetzt, nun das verhaßte Gespenst, welches unsere Ehre bedrohte, in das Grab der Vergessenheit zurückgebannt ist, jetzt fühle ich mich erleichtert."

„Aber Schwester, welche Gedanken! Die Mutter ist an der Brustkrankheit gestorben und müßte sehr engherzige, bürgerliche Gefühle gehabt haben, wenn sie sich um den Zeitvertreib des Vaters ein graues Haar hätte wachsen lassen. Ha! ha! die Frau Gräfin eifersüchtig auf eine Bonne? So weit wird eine Standesdame nicht hernieder steigen."

„Pfui!“ rief Juliane entrüstet; „Du bist frivol! Die Ehre unserer Mutter war durch eine Ehrlose gekränkt, und daß der Vater diese gemeine Person hegen und nähren konnte, das hat mich mit Groll und Sorge erfüllt.“

„Wie konntest Du auch nur einen Augenblick glauben, daß der Vater seine Ehre und Stellung so weit vergessen würde, jener Genossin seiner galanten Laune jemals mehr, als einen Dienstlohn zu bewilligen?“

„Er hat es gethan, ja, ja!“

„Possen! Laß doch den Vater thun, was er will, er wird nichts unternehmen, was der Ehre des Cavaliers zu nahe träte. Was Ihr Weiber doch empfindlich seid. Das Moralisiren ist Eure Schwäche.“

„Walther, Du erregst mir Widerwillen mit Deiner Moral, Dein frivoler Sinn empört mich; Du kannst kein Weib achten.“

„Ach, laß uns nicht weiter davon reden. Denken wir lieber an die lustigen Tage, die uns bevorstehen. Wenn unsere Stiefmutter hübsch, liebenswürdig und jung ist, soll mich's freuen, daß der Vater das eintönige Wittwerleben endlich selber satt geworden ist.“

„Ach!“

„Erwachsene Söhne vertragen sich leicht mit hübschen Stiefmüttern. Nun, sieh' mich nicht so ver-

wundert an, ich werde der Don Carlos meines Vaters nicht werden. Adieu, Schwester, laß von heute an Dein Grübeln und Träumen, es ist wahrhaftig langweilig. Meine Cameraden haben schon bedauert, daß Du als schönes Mädchen so wenig Sinn für Geselligkeit und Lebensfreude hast. Wenn Du an Gespenster glaubst, so beschwöre sie nicht in Dir selbst wieder herauf. Alles todt und begraben! hat der Vater gesagt — daran denke und nun — ein lustiges Adieu." Er wollte die Schwester muthwillig küssen, diese aber kehrte sich ab. Er sah ihr lächelnd nach und ging dann aus dem Zimmer. In demselben Augenblicke fuhr der Wagen des Grafen vom Hause ab. Juliane hörte den Bruder trällern, als jener durch das Vorzimmer sich entfernte; sie schritt langsam an den Sessel, wo sie vorhin in einem Erbauungsbuche gelesen hatte, und überließ sich den Vorstellungen und Gefühlen, welche die Mittheilung des Vaters und die Gesinnung des Bruders in ihr zurückgelassen hatten. Die versöhnliche Empfindung, welche sie anfangs für den Vater empfunden hatte, war mehr das plötzliche Gefühl der Erleichterung gewesen, welches sie von der lange getragenen, fast zur fixen Idee in ihr gewordenen Sorge entlastete, daß der Vater sein der Deflory gegebenes Ehrenwort einmal in schwacher Stunde, oder durch Umstände gedrängt, einlösen werde; als Weib

hatte sie eine Ahnung von der Macht der weiblichen Natur über den Verstand des Mannes. Sie war aber durch Verstimmung, Einsamkeit und den vorherrschenden Gedanken an die verstorbene Mutter zu sehr in eine grübelnde Richtung ihres Wesens gerathen, um auch jetzt nicht weiteren Betrachtungen zu folgen und das Gespenst in sich selbst wieder herauf zu beschwören. Der Brief, welchen sie einst vor dem Schreibtische des Vaters gefunden hatte, bedrohte mit seinen Zeilen die Rechtschaffenheit und moralische Ehre ihres Vaters; sie hatte ein starkes Gefühl für Sitte, Wahrheit und innere Ehre vor dem eigenen Gewissen, und die Scheinehre der Welt trat vor jenen stärkeren Gefühlen zurück. Sie sah des Vaters moralischen Werth und seine versöhnte Gestalt um so mehr erbleichen, als sie sich dem Gedanken hingab, daß der Vater auch Diejenige betrogen habe, der er durch ein leichtfertiges Ehrenwort verheißen hatte, die geopferte Unschuld durch die Rechte einer Gattin ausgleichen zu wollen. Die Furcht vor Erfüllung dieses Ehrenwortes kämpfte mit der Vorstellung eines neuen Ehrenbruches ihres Vaters. „O, mein Gott!“ flüsterte sie, in ihrer weitergreifenden Phantasie auffahrend, „wenn er durch ein Verbrechen die Deflory beseitigt hätte!“ — Dieser Gedanke schon erfüllte sie mit Abscheu gegen Denjenigen, welchen sie eben noch versöhnt umarmt

hatte, und welcher mit der Gewißheit, seine Tochter von allem stillen Groll geheilt zu haben, vergnüglich in seinem Wagen nach dem Belvedere-Garten fuhr. Schon die Möglichkeit des Gedankens, welcher Juliane plötzlich aufgeschreckt hatte, beweist, daß sie in der Tiefe ihrer Seele, wo die Sterbeworte der Mutter nachklangen, ihren Vater für keinen wahrhaft edlen, wenigstens nicht für einen gewissenhaften Mann hielt und ihr stiller Argwohn seine Wege beschlich. Noch in der Aufregung ihres Gedankens zog sie die Glocke.

Anna trat ein, bemerkte die Röthe der Erregtheit in Julianens Gesichte und näherte sich schneller.

„Hat Dein Vater nichts Neues aus Deichstedt erfahren?“

„Nein, der Kutscher, welcher den Herrn Grafen auf der Reise gefahren hat, erhielt Erlaubniß, diese Nacht auf einen Ball und heute auf's Land zu gehen; ein Anderer fuhr den Herrn vorhin.“

„Erkundige Dich, überwache die Briefe, die den Poststempel Severn tragen und bei Deinem Vater abgegeben werden; ich glaube, es ereignet sich dort etwas Unvorhergesehenes. Begleite mich in den Park, ich bedarf der frischen Luft.“

„Der Herr Graf will ja den Park bedeutend verändern lassen; der Gärtner hat gemeint, den würde

in vierzehn Tagen Keiner wiedererkennen.“ Juliane antwortete nicht darauf; sie vermuthete die Ursache.

Unterdessen war der Graf auf Luisenruh gewesen, hatte hier den Obersten von Lübsen gesprochen, sich nach den Prinzen erkundigt und mit Befriedigung erfahren, daß der älteste in seiner, wahrscheinlich von der neuen Lebensordnung verstärkten, träumerischen Gleichgültigkeit verharre, der jüngere aber sich auf die nahe Zeit freue, wo er der Garde du Corps aggregirt werden würde. Dann hatte er selbst den Prinzen eine kleine Visite abgestattet und ihnen angezeigt, daß der König befohlen habe, sie zu den Hofbällen im engeren Zirkel ein für allemal, als zur königlichen Familie gehörig, einzuladen. Der Oberst war in der vergnügtesten Laune und trug mit Selbstgefälligkeit das Band des Verdienstordens, welchen er bei der ersten Vorstellung bei Hofe empfangen, und der ihn zum blinden Diener der gräflichen Wünsche gemacht hatte.

Der zweite Pfingsttag verging dem Grafen in der vorausgesehenen Weise; er begleitete den Hof als Erbmundschenk und Oberkammerherr nach dem nahen Lustschlosse Eckerstein, kehrte mit dem Hofe Abends in die Residenz zurück, um nach der Oper der Soirée beizuwohnen, wo er zu der Ehre engagirt war, nach der Tafel am Kartentische des Königs ein l’Hombrespiel zu machen, und hatte mit Leichtigkeit auf die ge-

legentliche Frage seiner Tafelnachbarin, der Oberhofmarschallin: „was die gräfliche Tochter veranlasse, in der Gesellschaft so spärlich zu erscheinen, ob sie denn leidend sei, da Fräulein von Patow gestern bei ihr keinen Zutritt erhalten habe?" erwidert: „Mein gutes Kind hat das Einsamkeitsgefühl ihrer Mutter geerbt, aber ich hoffe, es wird bald anders werden." Und als die Oberhofmarschallin mit schelmischer Miene gemeint hatte: „Lieber Graf, Sie müssen das Töchterchen herauslocken; bedenken Sie ihr Alter," da war seine Antwort gewesen: Sie haben Recht; es ist ein fühlbarer Mangel in meinem Hause, daß eine Mutter darin fehlt."

Der Dienstag, der erste Tag nach dem Pfingstfeste, war zur Hälfte verstrichen, der Graf wollte eben einen Spazierritt machen und der Jockey hielt bereits mit den Pferden vor der Thür, als der Kammerdiener dem Herrn, welcher, die Reitgerte unter dem Arme und die gelben, wildledernen Handschuhe anziehend, im Begriff war, durch den Vorsaal zu gehen, entgegen kam.

„Was ist das?" fragte er den Diener.

„Dieser Brief ist soeben bei dem Conciergen abgeben. Aus Severn."

Diese letztere Andeutung hatte zur Folge, daß der schon vorüber geschrittene Graf stehen blieb, die

Hand ausstreckte und sich den Brief reichen ließ. Er erkannte Mariette's Handschrift, ohne die geringste Veränderung seiner heiteren, sicheren Miene zu zeigen, steckte den Brief in die Tasche und schritt weiter, um sein Pferd zu besteigen. Als er die Promenade bis an das Thor hinunter geritten war, schien er zweifelhaft, ob er rings um die Stadt, oder hinaus lenken sollte; er fühlte an die Brusttasche, ob auch der Brief fest darin stecke, gab dem Pferde die Sporen und galoppirte aus dem Thore, den Weg gegen das städtische Gehölz hinab. „Ei was," sprach er zu sich selbst, „warum soll ich Briefe Verstorbener lesen? Die Katastrophe ist überwunden, abgethan; fort damit!" Er ließ das Pferd in Schritt gehen, zog den Brief aus der Tasche, hing die Zügel über die linke Handwurzel und begann den uneröffneten Brief nach und nach in kleine Stückchen zu zerzupfen, die wie Schneeflöckchen, vom Winde erfaßt, vereinzelt in die Weite getrieben wurden und bald auf das Feld, bald in den Wassergraben niederfielen, oder dem Nachblicke gänzlich entführt wurden. „So verblättert der Baum im Herbste, so zerstäubt die schwere Schneewolke im Winter," murmelte er; „verfliegt in die Lüfte, wie Eintagsfliegen oder Schmetterlinge, welche ihre Zeit überlebt haben; eure Zeit ist dahin!" So zerriß und zerstreute der Graf auf weite Strecken die Zeilen,

welche Marietta's Liebe, Schmerz, Verzweiflung, Drohung und Flehen enthielten und welche der Notar Fabricius am gestrigen Morgen prompt auf die Post in Severn geliefert hatte.

Da auch Juliane durch Anna erfahren hatte, daß ein Brief von der Hand der Deflory eingetroffen war, so erschien sie, als der Vater sie nach der Rückkehr vom Spazierritte zum Diner rufen ließ, ernst und wenig gesprächig. Er hatte sie eigentlich nach der vermeintlichen Versöhnungsscene am gestrigen Mittage nicht wieder gesehen. In der Erwartung, sie heiter und voll Vertrauen zu finden, war er getäuscht, doch blieb er selbst gut gelaunt, erzählte von der gestrigen Landparthie des Hofes, der theilnehmenden Erkundigung der Oberhofmarschallin nach seiner Tochter Befinden und lenkte das Gespräch auf die eigentliche Absicht seiner, für die heutige Tafelstunde sich vorgenommenen Unterredung.

„Liebes Kind,“ sprach er, als die Tischbedienung nach der Desertpräsentation sich, wie üblich, entfernt hatte, „der lebensfrische, neue Geist, welcher demnächst in dies Haus einziehen wird, fordert auch von Dir die Empfänglichkeit für die geselligen Freuden. In unserem Stande wird zur Pflicht der Etiquette und höheren Bildung, was in tieferen Schichten des Lebens den Stimmungen der Laune unterworfen, oder

durch gemeinere Pflichten der Entsagung und Arbeit unmöglich gemacht wird. Wir repräsentiren einmal die Gesellschaft und haben ihren Anforderungen zu genügen, auch wo die Neigung dazu durch abnorme, der Erziehung entgangene oder entfremdete Richtungen des Charakters nicht vorhanden sein sollte. Es geziemt sich für meine Tochter nicht, die Pflichten der Standesrepräsentation oder geselligen Anforderungen an ein Mädchen Deines Alters, Deiner Erscheinung und Deines Namens zu versäumen; die Gesellschaft fühlt sich dadurch gekränkt, wenn man ihr nicht zeigt, daß man zu ihr gehört. Dein Einsamkeitshang und für Deine Jugend unnatürlich grollendes Gemüth, das der Fernstehende für eigensinnige Laune hält, verdirbt Dir das Dasein, schmälert Dir die Rechte und Freuden des Standes, wendet das Interesse der Herren- und Damenwelt von Dir ab; — das kränkt auch mich, denn die Tochter des Grafen Rottorff soll gefeiert werden; die Huldigungen, welche man Dir bringt, sind zugleich Ehrerbietungen gegen mich."

„Und warum dies Alles?" fragte Juliane; „warum sagst Du mir dies?"

„Um Dich von jetzt an in die Welt zu führen, wo man Dich erwartet. Ich begreife nicht, wie ein Mädchen von Schönheit und Temperament so ganz ohne die natürliche, eitle Regung sein kann, gehuldigt,

anerkannt, geschmeichelt sein zu wollen. Wie wird aber ein Cavalier die mürrische Einsiedlerin suchen?"

„Begreife ich Dich recht, Vater, wünschest Du meine baldige Entfernung aus dem Elternhause? Ist es etwa der Wunsch Deiner neuerwählten Gattin, die erwachsene Tochter bald selbst in das Verhältniß einer Gemahlin übergeführt zu sehen?"

„Wir haben nicht davon geredet, aber es wäre eine Demüthigung für den Grafen Rottorff, seine Tochter als eine ungesuchte Jungfrau altern sehen zu müssen. Die Welt glaubt nicht daran, daß die Ledige es verschmäht hat, ihre Ansprüche geltend zu machen, sie glaubt vielmehr, daß die Eigenschaften des Mädchens nicht anziehend oder lohnend genug wären, sie zu suchen. Jahrhunderte lang haben die Töchter der Rottorff's den edelsten und angesehensten Männern Huldigung abgenöthigt. Auch ich will die Vaterfreude nicht entbehren, meine Tochter, als eine schöne und stolze Trägerin ihres Namens, bei Hofe und in der Aristokratie repräsentirt und ausgezeichnet zu sehen."

Juliane schwieg.

„Ich werde Dich von jetzt an mit mir in die Gesellschaften nehmen, um Dich zunächst zu zerstreuen; dann werde ich veranlassen, daß Du in den engeren Kreis der Königin befohlen wirst, denn bisher haben alle Töchter der Rottorff's mit dem Alter von neunzehn

Jahren, dem Du entgegeneilst, eine Ehrenstelle bei Hofe gehabt. Auch Deine künftige belle mère wird bei Hofe die Stellung einnehmen, welche einer Gräfin Rottorff gebührt."

„Du verurtheilst mich, Vater, zu einer Rolle, die mich nicht erfreuen und mir nicht die Einsamkeit ersetzen kann, in welcher Deine Nachsicht und Deine Geschäftszerstreutheit mich bislang geduldet hat."

„Verurtheilen nennst Du die Mahnung an Deine Pflichten und Rechte? Doch Du hast das mildernde Wort selbst hinzugefügt, ja, geduldet habe ich Deine bisherige Verkennung Deiner Lebensstellung. Nur aus Liebe zu meinen Kindern habe ich mich entschlossen, eine neue Vermählung einzugehen, zerreißen wollte ich alles Mißtrauen, begraben jegliche Erinnerungen an die Zeiten einer Ehe, die mich nicht völlig beglückte."

„O, Vater, ehre das Andenken meiner theuren Mutter! Nie, niemals werde ich sie vergessen, nie ihre Liebe zu mir begraben lassen."

„Aber nachahmen sollst Du nicht ihre Gefühlsschwächen, ihr argwöhnisches, grübelndes Wesen. Du warst damals noch ein Kind, als sie Dich mit der Miene einer Leidenden an sich fesselte; jetzt, wo Du erwachsen bist, mußt Du das Leben und seine Chancen vom Standpunkte der Wirklichkeit und der menschlichen Natur beurtheilen. Es war mir ein längst gefühltes

Bedürfniß, mich gegen Dich auszusprechen; die Gelegenheit meiner Wahl einer zweiten Gattin giebt mir die Nothwendigkeit an die Hand, Dich auf Deine eigene Bestimmung als Weib und als die Tochter des angesehensten Adelsgeschlechts hinzuweisen. Du kennst nun meine Wünsche und wirst sie beherzigen."

„Sei gewiß, Vater, ich werde Dir in Allem gehorchen, was die Ehre unseres Namens und die gute Sitte zur Wahrheit machen kann."

Der Graf sah seine Tochter mit stechendem Blicke an; sie hatte das Wort Wahrheit besonders betont. Es schien, als ob er eine scharfe, fühlbare Antwort geben wollte, doch mochte er sich vielleicht in dem Gedanken an das, was die Tochter im Sinne führen konnte, nicht ganz sicher fühlen, er klärte seine Miene schnell wieder auf, that, als habe er nur die Bestätigung seiner Wünsche empfangen und sprach: „Gut, mein Kind. Am nächsten Donnerstage werde ich meine Verlobung publiciren; es ist dann großer Hofball, wozu Du vorläufig durch mich eingeladen bist, um die Glückwünsche zu empfangen, die uns dort erwarten. Ich denke, die Vermählung schnell folgen zu lassen, werde Frau von Mingerode bewegen, in vierzehn Tagen, zu der Geburtstagsfeier der Königin, hier nach der Residenz zu kommen, um sie meinen Kindern, dem Hofe und der Aristokratie vorzustellen, sie hier zu

orientiren, werde eine Assemblée in meinem Hause ihr zu Ehren veranstalten und im Juli die Trauung nach altem Gebrauche unseres Geschlechts in der alten Schloßkapelle auf Oberhaus halten. Dann, in die Residenz zurückgekehrt, wird eine solenne Nachfeier der kirchlichen Vermählung folgen und dem Hofe und Adel kund geben, daß eine Gräfin Rottorff ihre Stellung vor der Welt eingenommen hat. Du, mein Kind, wirst dabei Deine Stellung mit Würde und Frohsinn ausfüllen."

Juliane hörte den ungewöhnlich mittheilungslustigen Vater ruhig an. Dieser nippte aus dem Weinglase, sah nach der Uhr und fuhr in dem gemächlichen Tone der Erzählung fort:

„Du wirst übermorgen zwei neue Erscheinungen bei Hofe finden, die ich Dir vorstellen werde; die Prinzen von Severn; sie sollen hier in ihrer etwas versäumten Erziehung nachgeholt werden. Erinnerst Du Dich ihrer noch aus der früheren Zeit, wo wir — doch Du warst noch zu jung, um darauf zu reflectiren. — Der älteste Prinz soll etwas geistesschwach sein, wenigstens erscheint er träumerisch, verschlossen, eigensinnig; er soll hier etwas erweckt, aufgeschlossen, geschult werden. Was die Form anbetrifft, so ist sie ihm nur durch den Zwang, mit Damen verkehren zu müssen, praktisch beizubringen."

Um seiner Rede noch mehr den Ausdruck der Unabsichtlichkeit und Gleichgültigkeit des eigenen Interesses zu geben, nahm der Graf einen Zahnstocher und sprach, ab und zu stochernd, weiter: „Da mir vom Könige die Oberaufsicht über die Prinzen übertragen worden ist, so wäre es mir lieb, wenn Du dem Prinzen einige Rücksicht widmetest, eine Unterhaltung, einen Tanz, eine Leitung in der Form, selbst eine der Dame immer gestattete Zurechtweisung ihm nicht versagtest. Ich dachte schon, eine andere junge Dame des Hofes damit zu beauftragen, doch finde ich es natürlicher, wenn die Tochter des obervormundschaftlichen Commissarius sich einer Aufmerksamkeit unterzieht, welche um so weniger Anstoß erregt und um so mehr die Anerkennung des Königs verdient, als man mir gewissermaßen unter den Fuß gelegt hat, Dich und meinen Sohn zu veranlassen, den beiden Prinzen eine tactmäßige Form einzuflößen. Namentlich der ältere Waldemar möchte Dir empfohlen sein. Nebenbei wäre es mir wünschenswerth, darüber in's Klare zu kommen, ob er wirklich geistesschwach ist, oder ob in ihm ein, für ein selbstständigeres Bewußtsein fähiger, entweder noch schlummernder, oder nur vom Charakter verhüllter, bereits erwachter Kern liegt. Ein weibliches Auge ist darin stets durchdringender,

als ein männliches, und ein weiblicher Sinn hat auch mehr Instinct für solche Recognoscirung."

Juliane, welche mit gespannterer Miene und leuchtender werdendem, festen Blicke den Vater angesehen und angehört hatte, erhob sich jetzt plötzlich vom Tische und sprach: „Vater, was muthest Du mir zu? Ist das eine der Ehrenrollen, die Du mir zugedacht hast?"

Der Graf erhob sich, nahm ihre Hand, legte sie in seinen Arm und zwang sie lächelnd, mit ihm durch den kleinen Salon zu schreiten; sie zögerte, zog ihre Hand zurück und blieb stehen.

„Eine kleine Intrigue, liebes Kind, wie deren kleine und große das ganze Hofleben jeden Augenblick durchkreuzen. Erkenne an meinem Auftrage, daß ich Dich für klug, tactvoll, hof- und weltfähig halte, die rechte Grenze zwischen Freiheit und Anstand mit Geschick zu beobachten. Das weibliche Gefühl ist so fein, daß es immer benutzt wurde, in das Unausgesprochene der Männer zu blicken; die Politik des Weibes ist die feinste Schule der Männer. Mit einem Worte, Kind, forsche den Seelenzustand des Prinzen aus, erschließe Dir seine Ansichten und — und etwaigen Geheimnisse."

Juliane erschrak innerlich, gab es aber nur durch einen strengeren, kälteren Blick auf den Vater zu erkennen.

„Der Prinz hat den Verdacht erregt, daß er scheint, was er nicht ist. Das könnte seine Erziehung illusorisch machen. Kläre Du mich darüber auf, es ist eine Vertrauenssache, die man nicht gern einem Fremden überträgt."

Juliane schwieg; sie sah zwar den Vater noch fest an, aber dennoch war sie in sich selbst versunken. Er lächelte sie an und klopfte ihre Wange. Plötzlich, bei der unvorhergesehenen Berührung, schreckte sie auf, wurde hochroth und sprach: „Ich verspreche Dir nichts, Vater, aber ich will es versuchen."

„Recht so, mein liebes Kind," versetzte der Graf und wollte die rothe Wange küssen, doch in demselben Augenblicke zog Juliane sich zurück, da der Bediente in den Salon sprach: „Herr Oberst von Lübsen," und sie entfloh ungehindert durch die Thür.

„Gut!" rief der Graf, „ich werde sogleich kommen." Er verweilte noch kurze Zeit im Speiseraume, kreuzte die Arme auf der Brust und blickte nach dem Fenster. „Juliane muß zerstreut, mit Interesse für einen anderen Gegenstand beschäftigt, muß in die kleinen Intriguen der großen Welt eingeführt werden; das wird ihre überspannten Begriffe von der Menschenheiligkeit etwas concreter machen, ihre Grillen verscheuchen." Nach einer Pause fuhr er fort: „Das Weib ist die Schlange des Paradieses!" Er flüsterte

das, ohne zu wissen, daß er seine Gedanken vor sich selbst hörbar machte; „das Weib ist stets die Gehülfin der Politik gewesen. Lege ich dem Prinzen diese Schlange an die Brust, so wird mir der Einblick in dieselbe leichter. — Ob sie es thun wird? Es ist ihr Charakter, sich zu sträuben; es muß ihr der Gedanke erst Beschäftigung geben. Sie wird doch so viel Talent geerbt haben, um meinen Plänen behülflich zu sein! Natürlich, sie wird!" — Mit diesen letzten Worten schritt der Graf schnell seinen Zimmern zu.

Seltsam, daß der Vater, der doch sonst wohl in Menschenseelen lesen und Charaktere entziffern konnte, die innere Welt seiner Tochter so wenig verstand! Mochte er es nicht der Mühe werth gehalten haben, tiefer in die Seele eines kaum neunzehnjährigen Kindes zu blicken, oder sich nicht die Zeit gegönnt haben, darüber nachzudenken, daß ein Kind oft durch frühe, die Harmonie des Gemüthes zerstörende Eindrücke zu selbstständigen Richtungen der Vorstellungen und Gefühle reifen und in einsamen Stunden der Grübelei sich dem kindlichen Vertrauen entfremden könne, so viel war gewiß, daß er sich in dem Charakter seiner Tochter täuschte. Darüber blieb diese selbst nicht lange im Unklaren, denn kaum hatte sie ihr Zimmer erreicht, als sie sich den Gedanken, welche ihr Vater Grübelei nannte, peinlicher als jemals, überließ. Von der frühen

Zeit ihres Bewußtseins an, vom Leiden und Sterben der Mutter ergriffen, war in ihrer jungen Seele ein Argwohn gegen den Vater aufgewachsen, der sich, bei ihrer Willensenergie, zu einem fast feindseligen Gefühle gegen den Mann gestaltete, den die Mutter den Schuldigen ihres Todes genannt hatte; diese Gefühle hatten ihre Vorstellung von Recht und Pflicht bis zu einer fast nervös-krankhaften Höhe gesteigert, und sie nur in ihren Zweifeln an der Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Vaters bestärkt.

„Die Prinzen?" sprach sie zu sich selbst. „Warum sagte er mir das? Was will er von dem ältesten? Will er mich dadurch mit sich versöhnen, daß er mich zur Theilnehmerin seiner Intriguen machen, mich an eine gemeinsame, sicherlich schuldvolle Handlung ketten möchte? Mein Vertrauen ist einmal zerrissen, der Argwohn an seiner inneren Ehre, der Güte seiner Thaten so bald nicht zu bestechen! — Ach! ich unglückliches Mädchen! warum bin ich des Daseins bewußt geworden, um bei allen Handlungen meines Vaters den fürchterlichen Gedanken an ein Verbrechen nicht unterdrücken zu können! O, barmherziger Gott! Habe ich denn gar keine Bestimmung, keine Mission für das Leben, die meinem Rechtsgefühle entspricht?"

Sie sah horchend empor.

„Mutter, unglückliche, theure Mutter, Du sagtest einst zu mir: „„Dasjenige Weib hat seine Bestimmung erreicht, welches der Engel des Mannes geworden ist — ich vermochte es nicht!““ Ha! wenn ich zu erfüllen und vollenden vermöchte, was meiner Mutter unmöglich wurde, wenn ich in ihrem Geiste mir eine Mission auferlegte!“ —

Unterdessen hatte der Graf das Entréezimmer seiner Wohnstube erreicht, wo der Oberst von Lübsen auf ihn wartete.

„Was bringen Sie mir denn? Es ist doch nichts Ungewöhnliches vorgefallen?“

„Wenigstens nichts Beunruhigendes,“ versetzte der Oberst, indem er des Grafen Höflichkeit annahm und vor ihm in die Stube desselben trat. „Ich wollte nur eine Frage an Sie richten.“

„Nehmen wir Platz. Wie verhielt sich der Prinz nach meiner gestrigen Visite? Hat die Stellung, welche ich demselben, als zur königlichen Familie gehörig betrachtet, mittheilte, ein größeres Vertrauen in seinen hiesigen Aufenthalt erkennen lassen?“

„Nicht bemerkbar; er fährt fort, mich mit Formlosigkeit, den Informator mit geistiger Gleichgültigkeit und den ihm zuertheilten Kammerdiener mit offenbarer Abneigung zu behandeln.“

„Wo sollte er Form gelernt haben? Die wird ihm bei Hofe erst aufgezwungen werden müssen. Meine Tochter hoffe ich geneigt zu finden, ihm darin mit der weiblichen Praxis beizustehen. Sollten Sie übermorgen auf dem Hofballe bemerken, daß meine Tochter mit dem Waldemar sich beschäftigt, so ziehen Sie sich zurück. Ueberwachen Sie aber jedes Gespräch, welches ein Anderer mit ihm zu führen Lust spürte. Ernstlich, lieber Lübsen, der Prinz erregt meinen Verdacht; er erscheint hier bei uns geistloser, als wir uns vorgenommen hatten, ihn erscheinen zu lassen; seine Apathie hat in seinem Alter etwas Erzwungenes, seine trotzige, mürrsche Miene könnte die Maske einer heimlich erweckten und lauernden Energie, seine Gleichgültigkeit etwa nur Verschlossenheit sein. Wir müssen langsamer mit ihm verfahren, er scheint die Katastrophe beschleunigen zu wollen, mit Bewußtsein zu träumen."

Der Oberst sah den Grafen groß an; er war selbst nicht fähig, in die Analyse eines problematischen Charakters einzugehen.

„Schicken Sie mir Hübner morgen Mittag," fuhr der Graf fort; „haben die Lehrstunden nach dem Regulativ heute begonnen?"

„Ja, in diesem Augenblicke noch ist Hübner bei dem Prinzen."

„Gut; den Wilhelm lassen Sie nur treiben, was er will; mein Sohn wird ihn beschäftigen; ich denke, in einigen Tagen zieht er die Uniform der Garde du corps an; er ist ein Gewässer, welches freiwillig in das ihm geöffnete Bett einströmt. Und Ihre Frage, die Sie zu mir führt?“

„Ich denke mir, daß ein störrischer Mensch williger gemacht wird, wenn er sieht, daß man eine seiner Launen und fixen Ideen erfüllt. Die Abneigung des Prinzen gegen seinen neuen Kammerdiener ist zur Marotte bei ihm geworden. Nichts macht ihm der gute Mensch recht, sein drittes Wort ist: „Flügge, Flügge, der kann's besser, den will ich wiederhaben, der kennt meine Weise.“

„Wer ist dieser Flügge?“

„Der frühere Reise- und Feldkammerdiener des hochseligen Fürsten und nach dem Tode desselben durch mich als Kammerdiener des Prinzen engagirt.“

„Nichts aus Severn, lieber Lübsen; nichts aus der fürstlichen Rumpelkammer.“

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, dieser Flügge ist meine Kreatur.“

„Ihre? Doch nicht Ihr Sohn?“

„Sie scherzen; er war Schauspieler, wurde durch mich protegirt und es that mir wirklich leid, ihn auf Ordre mit der Gesammtheit der Dienerschaft zu ent-

lassen. Ich that's mit der ihm gegebenen Aussicht, daß ich ihn anderweitig empfehlen wolle."

Der Graf fragte lächelnd: „Und ist das Interesse an ihm nur durch des Prinzen Marotte neu angeregt worden?"

„Es geht ihm schlecht, er ist an Dienst und Beschäftigung gewöhnt; er beginnt schnell zu kränkeln. Seine Frau ist heute hier eingetroffen, hat mir was vorgeweint, die Treue ihres Mannes himmelhoch beschworen und um Anstellung bei mir gefleht."

„Ich verstehe, Sie dürfen der Frau nichts abschlagen, um — nun ja, Oberst, das kennt man. — Aber ernstlich, sind Sie von der Zuverlässigkeit jenes Menschen moralisch überzeugt?"

„Ja, das bin ich."

„Ich möchte nicht gern Severn'sche Anknüpfungen geschehen lassen; hm, man soll brauchbare Leute nicht in des Feindes Lager jagen; ist dieser Flügge die Puppe, woran er sich gewöhnt hat, so könnte man ihn damit spielen lassen. Ich will ihn aber erst selbst sehen, prüfen und taxiren. Lassen Sie ihn herüberkommen; ist er eine brauchbare Person, aber finde ich ihn nicht geeignet, des Prinzen nächste und intimste Bedienung zu werden, dann kann ich ihn vielleicht auf Oberhaus placiren; nicht wahr, lieber Oberst, damit

ist Ihre Verpflichtüng gegen die Frau Flügge ausgeglichen?"

„Lieber Graf," erwiderte Lübsen keck, „wir beurtheilen diese letzte Aeußerung cavalièrement?"

„Versteht sich."

Der Graf sah nach der Uhr. Nach einigem Hin- und Herreden der höflichen Form empfahl sich der Oberst, um mit leichterem Herzen der im Belvedère-Garten promenirenden, immer noch hübschen Frau Flügge die Antwort zu geben, daß sie ihren Mann zur Vorstellung bei dem Grafen herüberkommen lassen möge, denn die durch anfängliche Ausweichungen erregte Frau hatte dem Obersten in theatralischer Leidenschaft gesagt: „Wenn ich mit meinem Manne hungern soll, so bringe ich Ihnen Ihr Kind hierher und Sie mögen selbst dafür sorgen." Diese Bedrohung seiner Ehre hatte den ehrgeizigen, eitlen Mann im Hinblick auf seine gegenwärtige Stellung zum königlichen Hofe zu Allem erbötig gemacht; der Gedanke an die Wieanstellung des Flügge beim Erbprinzen ging aber aus der Ueberzeugung hervor, daß jener ein treuergebener Mann sei, der, was der Oberst aber als sein Geheimniß verschwieg, ihm die lästige, seinem Alter doch etwas zu abspannend werdende, persönliche Ueberwachung des Prinzen erleichtern und theilweise ergänzen könne.

Am anderen Tage, dem Mittwoch nach Pfingsten

war der Graf um die Mitternachtsstunde von Besuchen in der Hofadelswelt eben zurückgefahren und hatte einen raschen Gang durch den Park gemacht, um die bereits beginnenden Arbeiten zur schnellen Ausführung seiner Anordnungen zu inspiciren, als er ungewöhnlich den Diener beim Hinaufsteigen der Treppe fragte, ob kein Brief vom Deichstedter Verwalter eingetroffen sei. Da solche Briefe, die der Verwalter schrieb, stets auf Vorschrift mit einem Petschafte versiegelt wurden, worauf das gräfliche Wappen mit der Inschrift: „Herrschaftliche Oekonomieverwaltung zu Deichstedt" stand, indem diese Briefe, noch aus früheren Zeiten privilegirt, bis zur Grenze des Fürstenthums Postfreiheit hatten, so konnte der Diener auf die Frage antworten: „Vor einer Stunde, ja; er liegt bereits auf Eurer Gnaden Tische."

„Endlich," dachte der Graf; „nun wird das Haus hoffentlich leer sein!" Auf seinem Zimmer angekommen, erbrach er mit Hast den vorgefundenen Brief. Der Verwalter schrieb unter dem gestrigen Datum: „„Gnädiger Herr Graf! Auf Befehl, sofort zu berichten, muß ich die heute Vormittag um 10 Uhr erfolgte Abreise des Fräuleins in Begleitung ihrer Kammerjungfer melden. Am ersten Festtage hatte ich keine Gelegenheit, das Fräulein zu sehen; als ich am zweiten zu ihr gehen und meine Dienste zur Reise an-

bieten wollte, wurde ich nicht vorgelassen; doch erfuhr ich, daß die Kammerjungfer nebst dem zum Diener beigegebenen Knechte Heinrich unabläßig mit Einpacken beschäftigt wären. Am Nachmittage verlangte die Kammerjungfer, daß ich einen Leiterwagen und Stroh in den östlichen Schloßhof schicken solle, da das Fräulein das Klavier und ihre bewegliche Habe nach Severn fahren lassen würde. So geschah es denn auch; da ich aber Knecht, Pferde und Wagen am Dinstage nöthig hatte, so ließ ich den bepackten Wagen schon vor Mitternacht abfahren. Heute Morgen nun um 10 Uhr stieg das Fräulein so dicht verschleiert, daß ich sie nicht ansehen, und so schnell, daß kein Wort des Abschiedes gewechselt werden konnte, in die Extrapostchaise, drückte sich in Ecke und rief: „Fort, fort!“ Auf dem Tische ihres verlassenen Zimmers fand ich eine Börse mit 25 Ducaten; es war zu spät, um der Postchaise nachzureiten und die Börse abzuliefern; ich habe sie zu mir genommen, um Eure Gnaden von diesem Funde in Kenntniß zu setzen; es wird das Fräulein, wenn sie das vergessene Gold vermißt, wohl dem Knechte, der ihre Sachen fährt, sagen, wohin ich es schicken soll. Weiteren Befehlen harrend, habe ich die Ehre, Euer Gnaden u. s. w.““

„„Postscriptum. Eben wollte ich dieses Schreiben durch den reitenden Amts- und Landboten

auf die Post nach Severn befördern lassen, als der Knecht mit dem Leiterwagen zurück kommt; er hat Klavier und Kisten in der „Krone" zu Severn abladen müssen, wo das Fräulein abgestiegen ist. Von dem vergessenen Gelde hat sie nichts gesagt.""

Die anfänglich triumphirende Miene des Grafen hatte den Zug der Bedenklichkeit erhalten; den Brief behielt er noch nach dem Lesen in den Händen und blickte einzelne Stellen wiederholt und länger an. Daß seine abgedankte Freundin ihren ersten, festen Punkt in Severn genommen hatte, machte ihm weniger Bedenken, als der Umstand, daß sie seine Börse liegen gelassen, mithin sein Geld und seine Unterstützung mit Verachtung zurückgewiesen hatte. Stolz und gekränktes Gefühl konnten es, seiner Meinung nach, unmöglich sein; sie mochte freilich in der Zeit des Ueberflusses gespart haben, aber so weit er sie kannte, war sie, in der Zuversicht auf eine Vermählung mit ihm, eher verschwenderisch, als vorsorglich gewesen. Sie mußte andere Hülfsquellen der Existenz gefunden haben, das erregte sein Bedenken; aber auch auf anderer Seite weckte es in ihm die Hoffnung, leichteren Kaufes von ihr abgekommen zu sein. Er fühlte Bedenken bei der Vorstellung, daß Marietta Freunde bei seinen Feinden gefunden haben könne, und machte sich Vorwürfe, während der Ohnmacht des Mädchens sich nicht aller

Briefe bemächtigt zu haben, die sie von ihm besaß, und in dem Anblicke ihrer sinnlichen Schönheit mehr gedanken- als gefühlos gewesen zu sein; er fand eine oberflächliche Beruhigung in der Vorstellung, daß Marietta in der langen Einsamkeit auf Deichstedt vielleicht ihm selbst untreu geworden sein, bei der Nähe Severns einen neuen Freund erworben haben könne und dieser ihn einer weiteren Unterstützung überhebe. Jedenfalls zeugte diese, wenn auch nur flüchtige, Vorstellung davon, daß er Marietta für schlechter und in ihrer Sitte tiefer gesunken hielt, als sie wirklich war, und daß er unfähig war, Liebe und Vertrauen eines weiblichen Herzens zu verstehen, überhaupt das Weib zu achten. Er verschloß den Brief des Verwalters und schritt sinnend im Zimmer auf und nieder.

Der Diener meldete den Rath Hübner.

„Eintreten!“ sprach der Graf, ohne seinen Gang zu unterbrechen.

Die schlanke, etwas vorgebeugte, schwarz gekleidete und devote Gestalt des Prinzeninformators trat ein, richtete die spürende Aufmerksamkeit seiner farblosen, tiefliegenden Augen auf den Schreitenden, welcher keine Notiz von ihm nahm, drehte den Hut in den, mit weißen Handschuhen bekleideten Händen, strich sich das röthliche, schlichte Scheitelhaar hinter die Ohren und sprach, als der Graf sich eben umwendete: „Eure

Gnaden haben befohlen.“ Der Graf blieb einen Moment lang vor ihm stehen und sah in das faltige, eine schleichende Unterwerfung ausdrückende Gesicht des Mannes, setzte dann seinen Gang durch das Zimmer fort und sprach, den ehemaligen Hauslehrer an der Thür stehen lassend und ihn ganz wie damals behandelnd: „Sagen Sie mir, Hübner, haben Sie in Severn zuverlässige Verbindungen?“

Mit der ihm eigenen schönklingenden, diplomatisch vorsichtigen Stimme erwiderte Hübner, der sich ganz in die Stellung des ehemaligen Hauslehrers versetzte, aber auch damit das vertrauliche Verhältniß zum Grafen zurückrufen wollte: „Eure Gnaden haben mir damals eine mehr beobachtende, als gesellige Stellung angewiesen.“

„Hm, das ist mir jetzt nicht lieb,“ sprach der Graf, fortwährend hin und her-schreitend, „ich kann Sie doch nicht selbst nach Severn schicken, wo Ihre Person Noth thäte. Wissen Sie nicht, ob die Deflory damals in Severn irgend Umgang oder Bekanntschaft gefunden hat?“

„Mein gnädiger Herr und Gönner wollen sich erinnern, daß ich damals den Befehl erhielt, der einzige Umgang der Demoiselle zu sein und die Außenwelt möglichst von ihr ferne zu halten.“

„Schade, daß Sie kein hübscherer Kerl sind, Hübner; Sie machen auf Weiber keinen Eindruck. Die Deflorh würde Sie sonst geheirathet haben."

Hübner's Miene steigerte den Ausdruck der frommen Würde, aber zugleich trat auch das bittende, jedoch intelligente Lächeln in die Winkel seines Mundes, als sein Blick den Grafen verfolgte, welcher eben den Rücken hergekehrt hatte.

„Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Hübner. Ich werde mich wieder vermählen."

„O, Gottes Segen über Ihr Haus."

„Danke; Sie wissen, daß ich eine Entschädigung in der Ehe fordern darf; Sie waren oft Zeuge eines häuslichen Unfriedens."

„Es ist schlimm, wenn eine Gattin die freiere Weltstellung des Mannes nicht begreift."

„Genug davon; die Vergangenheit ist begraben, vorgestern Morgen ist der Leichenwagen mit der letzten Erinnerung an die Zeit, welche Sie andeuten, auch von Deichstedt abgefahren."

„Die Deflorh? Todt?"

„Für mich; natürlich, aber nicht für Sie."

Der Graf blieb nahe vor dem Rathe stehen und sah ihn fest und beherrschend an. Dieser sprach, sich verbeugend: „So lange die Demoiselle für Sie lebte,

war ihre ehrgeizige Hoffnung stärker, als ihre Klugheit und Selbsterkenntniß."

„Ich habe sie fortgeschickt, wollte sie in die Ferne senden, in die Schweiz, damit Sie sie von dort zurückführen sollten; sie ist nach Severn gezogen, in die Krone; das ist mir nicht lieb, sie könnte von dort aus in der ersten Leidenschaft indiscrete Handlungen begehen, ein Werkzeug meiner Gegner werden; ich möchte sie nicht gewaltsam von dort entfernen lassen, jeder Eclat würde vor meiner Vermählung zu Widerwärtigkeiten führen. Besinnen Sie sich, haben Sie Niemanden in Severn, der die Deflorty beobachten und Ihnen genauen Rapport abstatten könnte, was sie treibt, worauf sie sich stützt, mit wem sie verkehrt, wohin sie denkt?"

„Es müßte eine unscheinbare Person sein — hm! — Ich wüßte nur eine, die sich bis zum Augenblicke meiner Abreise anhänglich und treu gezeugt hat, ein gewisser Flügge."

„Flügge?"

„Der ehemalige Kammerdiener des Prinzen Waldemar. Er weinte in meiner Gegenwart, als er uns nicht begleiten durfte."

„Ein früherer Schauspieler?"

„Kennen Eure Gnaden ihn?"

„Nein! Aber wenn er sich bewährt, will ich seine Dienste belohnen.“

„Ein Mensch, der mit dem Herzen weint, ist von demjenigen, der nur Krokodilenthränen hat, leicht zu unterscheiden.“

„Ich vertraue Ihrer Menschenkenntniß. Setzen Sie sich mit ihm in vorsichtigen und diplomatischen Rapport; erregt sein Bericht Bedenken, dann müssen Sie nach Severn hinüber und einen Sturm auf des Mädchens Verstand machen. Das Herz gewöhnt sich dann später. Sie wird, wenn sie sieht, daß ich mich vermählen will, zahmer und zugänglicher sein. Vor allen Dingen suchen Sie sich aller meiner Briefe an sie zu vergewissern. Händigen Sie mir dieselben ein, so erhalten Sie für einen jeden einen Ducaten. Ich mache Sie auf ein kleines Mahagonikästchen aufmerksam, das mit vergoldetem Messing beschlagen ist. Erwerben Sie sich dieses Kästchen als Corbeille zu Ihrer Hochzeit. Sie verstehen mich. Eben meiner Vermählung wegen ziehe ich es vor, mit einer Räthin Hübner und dereinst mit einer Legationsrathsfrau in Frieden, als mit der Demoiselle Deflorty in Unfrieden zu leben.“

Hübner verbeugte sich mit einem dankbaren Lächeln.

Schnell von diesem Gegenstande abbrechend, fragte

der Graf, seinen Gang durch das Zimmer fortsetzend: „Was macht der Prinz?“

Hübner erhob sich aus seiner devoten Stellung etwas, als wolle er aus der Rolle des ehemaligen Hauslehrers in die des Prinzeninformators sich werfen, indem er antwortete: „Durchlaucht beharren immer noch in der mürrischen, verschlossenen Weise des passiven Widerstandes. Doch habe ich die überraschende Erfahrung gemacht, daß in dem Prinzen Gedächtniß und Fassungskraft nicht so schwach sind, als es den Anschein hatte; um mir die Langeweile bei meinen Informationen kund zu geben, unterbrach er mich gestern beim Vortrage der mittleren Geschichte, die ich à la Dauphin officiös bearbeite, plötzlich mit dem Ausrufe: „Das verstehen Sie nicht, das ist nicht wahr!“ und als ich ihn in der Moral unterrichten wollte, unterbrach er mich gähnend mit der Bemerkung: „Ach! schweigen Sie, das ist keine Moral!“ Ich sah mich genöthigt, ihm meine Autorität verständlich zu machen.“

„Es wird sich bald enthüllen, was er in sich verbirgt, wer aus ihm in solchen Durchbrüchen redet. Widersprechen Sie ihm nur in allen seinen Behauptungen, nennen Sie schwarz, was er für weiß erklärt; philosophiren Sie über Sein und Nichtsein, Idee und Natur, Subject und Object und wie die Stichwörter heißen, welche mir einst in der hohen Schule den

Kopf wirr zu machen drohten; bauen Sie ein Haus in seiner Begriffswelt auf, einen babylonischen Thurm von Sprachverwirrung — es ist doch wahrhaftig nicht schwer, einen Denker verrückt zu machen, um so leichter einen gelangweilten Jüngling. Langweilen Sie ihn doch bis zur Mürbigkeit. Haben Sie denn gar keine Neigung, Schwäche oder Leidenschaft in ihm entdeckt?"

„Nur die Neigung zur Grübelei und die Leidenschaft des Jähzorns, worin er dann verräth, was er grübelt."

„Nun gut, lassen Sie ihn grübeln und zapfen Sie zeitweise seinen Jähzorn an, um das gährende Product seiner stillen Brauerei kennen zu lernen. Für's Erste wollen wir ihm die hiesige, lebenslängliche Gefangenschaft etwas versüßen. Der fremden Gesandten wegen, von denen einige ein wachsames Auge auf die Prinzen geworfen zu haben scheinen, ist beschlossen worden, die Prinzen als Mitglieder der königlichen Familie zu behandeln und sie, versteht sich immer unter leitenden Augen, in einer gewissen Scheinfreiheit am Hofe sich bewegen zu lassen. Es kann ja sein, daß sich dabei auch bei dem ältesten eine Leidenschaft entzündet, die wir nähren dürften. Auch das Theater soll ihnen erlaubt werden, wo eine besondere, gut geschützte Prosceniumloge für sie eingerichtet wird, und wo Lübsen und Sie bei ihnen sein

werden. Doch, lieber Rath, warum ich Sie eigentlich habe rufen lassen. Es ist Zeit, daß wir an eine historische Begründung der Erbrechte unseres königlichen Hauses auf das Fürstenthum denken, falls das Haus Severn Gelegenheit dazu bieten sollte. Es war seit zweihundert Jahren eine Familientradition in Severn, daß die regierenden Fürsten sich mit Prinzessinnen aus unserer königlichen Dynastie vermählten; es lag dies in der Politik beider Staaten, die nur der letzte hochselige Fürst durch eine Anomalie mißachtete, indem er aus einem nichtdeutschen Hause eine Prinzessin heimführte; wir sind darüber einig, daß er in einer Periode der Begriffsverdunklung der Spielball einer fremdländischen Politik wurde, die Absichten auf eine Stellung in Deutschland hatte. Nun sollen Ihnen die geheimen Archive zugänglich gemacht werden. Holen Sie Alles daraus hervor, was die Erbansprüche unseres königlichen Hauses auf Severn beweisen kann, und halten Sie mich in Kenntniß von den Funden. Diese Arbeit halte ich einstweilen für wichtiger, als die Information des Prinzen. Sie sind, wie ich weiß, ein kritischer, sich in seinen Gegenstand einlebender, sophistischer Kopf; bringen Sie etwas Gutes zu Stande, so verheiße ich Ihnen neben der Legationsrathbeförderung für Vollendung der Information noch die Stelle eines Königlichen Historiographen. Alles muß aber unter

strengster Verschwiegenheit geschehen. Den Archivsecretairen soll gesagt werden, daß Sie die höhere Erlaubniß erhalten hätten, für eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges das geheime Archiv unbeschränkt zu benutzen."

Hübner's graues Faltengesicht hatte vor freudiger Aufregung einen Anflug von Röthe erhalten; er vergaß sogar seine gewohnte, ergebene Haltung. Er besaß wirklich ein Talent für dergleichen Aufgaben seines spürenden Geistes und eine gute Geschichtskenntniß. Seine Antworten und Winke befriedigten den Grafen und dieser würde mit Vergnügen noch länger in die Bemerkungen desselben eingegangen sein, wenn der Diener nicht geglaubt hätte, des Rathes Hübner wegen den Oberhofmarschall von Limberg nicht warten lassen zu dürfen, und er sprach deshalb eben die Anmeldung jenes Herrn in die Thür herein.

„Nun, Hübner," unterbrach der Graf, „ich höre schon, Sie werden Ihre Arbeit richtig angreifen; wir reden mehr davon. Jetzt denken Sie an die Privatgeschäfte — an Severn, den Flügge, an Ihre persönliche Einmischung, an das Briefkästchen." — Er griff dabei dem Rathe in das Knopfloch seines Frackes, als mache er auf den Fleck aufmerksam, wo noch das Zeichen einer Anerkennung geleisteter Privatdienste haften könne.

Hübner ging; der Graf lächelte, prüfte sich flüchtig im Spiegel und erwartete das Eintreten des Oberhofmarschalls.

Der nächste Tag war der Donnerstag nach Pfingsten, derselbe, welchen der Graf am Dinstage bei der Tischunterredung mit Julianen unter vier Augen nicht nur als die Zeit bezeichnet hatte, wo er sie auf den großen Hofball führen und ihr die Prinzen vorstellen, sondern auch seine Verlobung publiciren wolle.

In der That war der Hof, die Aristokratie, die höhere Bürgerschaft in die lebhafteste Bewegung der Ueberraschung gerathen, als die luxuriös ausgestatteten Karten in glänzenden, rothgerandeten Couverts in die Boudoirs der Damen und die Cabinette der Herren getragen wurden und der Graf in Galla vom Schlosse fuhr, wo er den Majestäten persönlich seine Verlobung angezeigt hatte, und dann bei den ausgewählteren Adelsfamilien, denen er seine künftige Gemahlin als Freundin zuzuführen gedachte, eine Rundfahrt machte, um ihnen die Höflichkeit einer Visite und mündlichen Anzeige seiner beabsichtigten Wiedervermählung zu erweisen.

Das Motto des Tagesgespräches in der hohen Gesellschaft war die sauber gestochene Aufschrift der Karte: „„Günther, Graf von Rottorff-Oberhaus und zu Deichstedt, und Helene

von Mingerode, geborene Freiin von Zedlitz."" Die aristokratische Damenwelt der Residenz war ebenso erstaunt, wie neugierig und erging sich in den Fragen: „Wer ist sie? Wo fand er sie? Ist sie reich oder schön? Und eine Wittwe?" Doch wurden diese Fragen bald durch einige der Herren beantwortet, welche im Militär dienten oder doch während der Freiheitskriege gedient und den bei Leipzig gefallenen Major von Mingerode gekannt hatten. Die Spannung in der Aristokratie, die Auserwählte des Grafen kennen zu lernen, blieb indessen dieselbe.

In der fürstlichen Residenzstadt Severn machte die schon am folgenden Sonnabend bekannt gewordene Verlobungsanzeige den Eindruck der Ueberraschung nur in so fern, als man hier in den nicht eingeweihten Kreisen geglaubt hatte, daß Heimburg's Freundschaft zu der verwittweten Edelfrau das Resultat gehabt haben würde, was jetzt der gegnerische Graf erzielt hatte. Die Freunde Heimburg's und seine etwaige Partei verhielten sich scheinbar ruhig und theilnahmlos. Mariette Deflory, die seit zwei Tagen eine Privatwohnung hinter der Clemenskirche bezogen und sich ganz zum Bleiben eingerichtet hatte, war dem Publikum noch unsichtbar geblieben.

Als der alte Forstmeister von Horstenbeck die Verlobungskarte empfing, die der Graf die Aufmerk-

samkeit hatte, demselben mit einigen freundlichen, muthwilligen Zeilen zuzusenden, rief dieser aus: „O! der Schelm! Dazu hat er mich als Statisten gebraucht! Aber es ist gut, nun bin ich die Furcht vor dem bösen Nachbar los."

Am anderen Tage ließ er seine alte Chaise, die noch in einer Scheune stand, sauber abwaschen, lieh sich vom Pächter die ansehnlichsten Pferde, ließ sich von Lieschen die Hofuniform abbürsten und fuhr in Galla nach Mingen, um seiner Nachbarin eine Gratulationsvisite abzustatten.

Ende des zweiten Bandes.



Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

ganzen Herzen der neuen Zeit mit ihren neuen Gestaltungen des Staates angehört, der den altadligen Spruch: „noblesse oblige“ immer im Herzen getragen, ihn aber mit seinem klaren Kopf zur bestimmten Pflicht des Einzelnen erhoben hat, einen Theil seiner Zeit, seiner Mittel und Kräfte dem Staate und der Nation zu ihrer Förderung und ihrem Gedeihen zu weihen. Zwischen Beiden steht Röschen, die Tochter des Alten und die Geliebte des Jungen, das schönste Frauenbild, das uns der Dichter noch geschaffen hat. Spielhagen ist ja überhaupt einer der wenigen Schriftsteller, welcher die moderne Frau kennt und sie zu behandeln versteht, die Frau, die sich aus der sentimentalen Familienbeschränktheit und der damit verbundenen kläglichen Hülfsbedürftigkeit und Unterwürfigkeit erhebt, und die darum doch alle Tugenden, welche das edle Weib aller Zeiten geschmückt haben, ein Herz voll hingebender Liebe und werkthätiger Barmherzigkeit, unverkümmert bewahrt haben. Es ist keine bleichsüchtige Zierpuppe am Stickrahmen oder Piano, keine schlüsselbundklappernde Wirthschafterin, aber noch weniger ein Blaustrumpf in unschöner Erscheinung oder eine Cigarretten rauchende Emanzipirte, sondern ein frisches, schönes Mädchen, das in Bescheidenheit, aber mit Ernst die Pflichten ihres kleinen Kreises erfüllt, Liebe spendet nach allen Seiten, aber nicht die sentimentale, wortreiche thatlose Liebe, die immer ihre schönsten Gefühle auf dem Präsentirteller zur Bewunderung umherreicht, doch nichts dafür thut, sondern die hülfreich mit voller Hingebung eingreift, wo die Pflicht gebietet oder wo ein Werk der Barmherzigkeit in ihrem Kreise zu vollbringen ist.

Wir freuen uns, daß der Verleger das Werk, welches im zweiten Quartal der Roman-Zeitung 1864 erschienen ist, dem Publikum auch in einer besonderen Ausgabe dargeboten hat, weil es dem Inhalt wie der Form nach ein vortreffliches Geschenk bildet“

---

Klencke, Hermann,

Das gräfliche Haus Rottorff Roman in vier Bänden

Bd.: 2

Berlin (1865)